

## Interview mit Stefan Meretz (12.02.2017)

[Nach einem Treffen zum Schreiben eines Wikipedia-Artikels zum Stichwort „Commons“ in Bonn]

*Von Léa Eynaud*

*Léa: Meine Idee ist, die Geschichte der neuen Commons-Bewegung auf Basis deiner persönlichen Erfahrung zu rekonstruieren. Kannst du mir dazu etwas erzählen?*

Stefan: Hm... also meine Geschichte ist natürlich die Geschichte meines Lebens [er lächelt], und letztlich bin ich zu den Commons gekommen, weil ich so gelebt habe und mich so mit Welt auseinandergesetzt habe, wie ich es getan habe. Und dazu gehört auch eine Phase, in der ich mich sehr traditionell-links mit Marxismus beschäftigte und der Meinung war, dass die Arbeiter\*innenbewegung die Welt verbessern kann. Mit der Wende, also mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus, endete diese Phase. Ich hatte allerdings weiterhin das Gefühl, dass die Welt natürlich nicht so bleiben kann wie sie ist. Und es gibt ja auch eine permanente Veränderung, also keinen Stillstand. Das postulierte „Ende der Geschichte“ tritt nicht ein, sondern es geht weiter in der Geschichte. In der Geschichte gibt es historische Kräfte, die hmm, nein, das klingt zu abstrakt, ich versuche es anders: Menschen haben immer die Tendenz danach zu streben, ihre Bedürfnisse zu befriedigen und das können sie nur, wenn sie das nicht isoliert tun, sondern mit anderen zusammen, letztlich mit allen anderen zusammen. Das heißt, die Frage ist: Kann sich eine Gesellschaft eine Organisationsform geben, in der alle ihre Bedürfnisse befriedigen können? Und nicht wie heute eine gesellschaftliche Form, in der einige ihre Bedürfnisse gut befriedigen können und andere weniger gut und sehr viele gar nicht. Also der Gedanke: Kann es eine Gesellschaft geben, in der wir uns positiv aufeinander beziehen? Wir sind sowieso miteinander verbunden, das ist keine Frage. Wir müssen uns nicht verbinden, wir sind verbunden, aber die Frage ist: Wie sind wir verbunden? Im Kapitalismus sind wir negativ miteinander verbunden, strukturell negativ. Wir stehen in Konkurrenz zu einander: Wenn mir etwas gelingt, z.B. auf dem Markt, dann nehme ich jemandem anderen den Marktanteil weg, was ich verkaufe, kriegt der andere nicht mehr verkauft; wenn ich einen Job bekomme, bekommt ihn der andere nicht mehr, usw... Das ist dann problematisch, wenn daran die Existenz gebunden ist, und das ist sehr oft der Fall. Manche Menschen schaffen es eben nicht, sich in der Konkurrenz erfolgreich durchzusetzen, und die erfahren dann die Existenzprobleme ganz physisch und ganz real, in dem sie sich kaum noch am Leben erhalten können. Das gibt es nicht nur in unserer Gesellschaft – aber auch – sondern das gibt es weltweit. Das heißt allgemein gesagt, dass wir strukturell auf Kosten von Menschen, Bereichen und Regionen der Welt leben, auch solchen, von den wir gar nichts wissen. Und mein Bestreben war es immer, diese Zusammenhänge zu verstehen – also ich bin immer wissenschaftlich unterwegs gewesen.

Meine Profession ist eher praktisch: Ich bin Ingenieur und Informatiker. In meinem wissenschaftlichen wie auch praktisch-tätigen Bezug zur Welt geht mir immer um das Herstellen von Lebensbedingungen. Hierbei war es für mich sehr wichtig, die Kritische Psychologie zu entdecken. Die Kritische Psychologie hat eine besondere Herangehensweise an das Thema der Individualität. Sie geht nämlich vom Standpunkt des einzelnen Individuums aus, während die traditionelle Psychologie in der Regel von außen auf die Menschen guckt. Die fragt dann von außen: Wenn die und die Bedingungen gegeben sind, wie verhalten sich die Menschen dann? Das finde ich eine falsche Frage, weil Menschen sich nicht einfach wie Automaten aufgrund von Bedingungen verhalten, sondern Menschen verhalten sich immer *zu* den Dingen – sie entscheiden sich. Sie sagen: Ja, mache ich, oder nein, mache ich nicht, oder ich mach's anders und so. Und diese Möglichkeitsbeziehung zur Welt, die wir haben, also *immer* Möglichkeiten zu haben, immer zu entscheiden, finde ich ganz zentral. Eine Theorie, die nicht von diesem Möglichkeitsdenken ausgeht, ist für mich nicht tauglich.

Das ermöglichte mir dann die Aufarbeitung meiner marxistisch-traditionalistischen Phase, weil dort ganz stark ein Von-oben-Herabdenken drin war – also z.B. die Vorstellung einer gesamtgesellschaftlichen Planung, die bedeutet, dass andere für die da unten mitdenken und ihnen dann sagen, was sie zu tun haben. Und die machen das dann. Doch die Annahme, dass man damit eine ganze Gesellschaft organisieren kann, funktioniert nicht. Das funktioniert aus vielen Gründen nicht, allein schon deshalb nicht, weil eine Gesellschaft dynamisch ist, der gegenüber jeder Plan immer statisch wirkt. Weil die Menschen Bedürfnisse haben, die sich ändern, und weil eben diese Menschen Möglichkeiten haben und fast nie das tun, was ihnen von oben gesagt wird, sondern sie haben immer eigene Ideen.

Also für mich war sozusagen ein Paradigmenwechsel bei der gesellschaftlichen Transformation angesagt – aber wie sieht der aus? Ich wusste das lange nicht, ich hatte es nur gefühlt. Erst habe ich die Antwort ganz traditionell, also in der traditionellen Linken, gesucht und nicht gefunden. Ich bin als Naturwissenschaftler sehr anti-esoterisch unterwegs [er lacht], das heißt, auch die Angebote aus dieser Ecke fand ich gar nicht überzeugend. Nur vom isolierten, einzelnen, privaten Individuum auszugehen, und von dem, was ich unmittelbar spüre und so weiter – also das war mir zu magisch. Sondern ich wollte eine Verbindung von beidem: mich als Individuum in einer Welt zur Geltung zu bringen, die meine Welt ist und gleichzeitig die Welt der anderen, eine Welt, in der wir auf eine positive Weise verbunden sind und nicht auf eine negative.

So eine diffuse Vorstellung hatte ich und bin dann Ende der 90er Jahre auf die Freie Software gestoßen. Ich bin als Informatiker darauf gestoßen und hatte sofort das Gefühl: Ja, das ist es! Da steckt ein neues Paradigma drin, es wendet den Blick von außen nach innen. Von der Objektivität der Verhältnisse zur Subjektivität... – aber nicht, um dann die Objektivität zu negieren, sondern um zu verstehen, dass wir es sind, die die Objektivität erzeugen, die uns erzeugt. Also es gibt ja immer einen Zusammenhang, aber in diesem Zusammenhang von Subjekt und Objekt sind wir die Tätigen. Die Objektivität der Welt ist nicht das tätige Moment, sondern wir sind das tätige Moment. Wir schaffen die Welt, die dann die Bedingungen für uns bereitstellt, in denen wir die Welt schaffen.

Dieses Wechselverhältnis – oder Dialektik – zu erkennen, war mir immer sehr wichtig, anstatt es in eine Richtung zu vereinseitigen. Für mich stand die Esoterik für die Vereinseitigung des Individualstandpunkts und der traditionelle Marxismus – also das, was aus ihm gemacht wurde, die reale Arbeiter\*innenbewegung und reale Sozialismus – für die Überhöhung der objektiven Seite. Und deswegen würde ich auch nicht sagen, dass der Marxismus falsch ist, sondern in ihm stecken viele gute analytische Ideen drin, die ich auch weiter benutzen möchte, aber nicht in so einer instrumentellen Form wie es realiter geschah. Mit „instrumentell“ meine ich, dass z.B. die Partei, die eine sehr zentrale Rolle bekam, die linke Partei, die kommunistische Partei, für sich in Anspruch nahm, die Wahrheit zu vertreten. Das funktioniert aber nicht, sondern Wahrheit ist ein immanenter Prozess eines erkennenden und tätigen Sichauseinandersetzens mit der Welt. Wahrheit ist etwas Praktisches. Das, was wir erkennen und dann tun und was sich richtig anfühlt und sich als richtig in der Praxis zeigt, das ist die Wahrheit, eine andere gibt es nicht. Es gibt keine Wahrheit außerhalb. Diese philosophische Vorstellung, es gäbe eine Wahrheit außerhalb, die wir von einem gedachten Standpunkt außerhalb bestimmen könnten, steht auf verlorenem Posten. Ich glaube, sie kann nur aus dem erkennend-tätigen Prozess hervorgehen. Ich würde auch im Fall der Philosophie selbst sagen, dass Philosophie-machen etwas Tätiges ist, aber sie muss angebunden sein an die praktische Auseinandersetzung in und mit der Welt. Um das nicht falsch zu verstehen: Ich würde nicht sagen, dass Denken etwas Getrenntes oder ein Gegensatz von Praxis ist, sondern Denken ist Praxis. Denken ist auch Praxis. Aber wenn sich Denken zurückzieht und sich nur auf sich bezieht und sich von der anderen, der „praktischen Praxis“ oder vom Körper oder vom Kinder-in-die-Welt-setzen oder vom Produzieren oder vom Hände-in-die-Erde-stecken [Gärtnern]... – wenn es sich davon trennt und nur noch im Kopf und im Zimmer stattfindet, dann wird es eine isolierte Praxis. Aber das kann mit jeder Praxis

passieren. Menschen, die nur noch ihre Hände in der Erde haben, die können sich auch abtrennen von anderen Dingen, z.B. vom sinnvollen darüber Nachdenken: „Was mache ich hier eigentlich?“

Gut, also für mich gehörte das alles zusammen, und die Freie Software war eine neue Tätigkeitsform, eine neue soziale Form. Mich interessierte weniger das Ergebnis – Linux oder so – sondern mich interessierte die soziale Form, die dort geschaffen wurde. Und das war eine individuelle Form der Selbstermächtigung. Menschen haben einfach gesagt, wir machen das zusammen, wir nehmen das in die Hand, und wir machen es praktisch – nicht wirklich begriffen, sondern erst intuitiv – wir machen das jenseits von Markt und Staat. Wir produzieren keine Waren, sondern wir schaffen freie Güter. Und wir nehmen dafür eine freie Lizenz – damals war das die GNU GPL. Die brauchen wir, damit wir frei kooperieren können. Also es war klar, wenn man auf dem Markt ist und dann z.B. ein Non-disclosure-Agreement mit einer Firma abschließt, dann kann man mit anderen nicht kooperieren, weil genau das dir der Geheimhaltungsvertrag verbietet: Du darfst nicht erzählen, was du wie produzierst. Also entstand intuitiv in der Bewegung eine praktische Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus. Ohne ein Wort davon zu wissen. Aber eine praktische Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus in einer Richtung der Schaffung von Gütern, die allen zur Verfügung stehen und geschützt durch das Copyleft auch immer in freier Verfügung bleiben. Also, es ist nicht nur eine persönliche Gabe „Ich schenke dir das“, eine gute Geste, die ich auch jederzeit zurücknehmen kann, sondern es ist eine objektive Form der Schaffung von Reichtum, der für alle da ist. Und im Jahr 2000 haben sich dann einige Leute gesammelt, die eine ähnliche Intuition hatten und das Projekt Oekonux gründeten.

*L: Wo war das?*

S: Der Vorläufer war ein Workshop 1999 bei der Wizards-of-OS-Konferenz (<https://archive.org/details/wizardsofos>). Das haben wir in der Literaturreferenz des Wikipedia-Artikels über Commons beim Stichwort Wissensallmende genannt (Volker Grassmuck, Wizards-of-OS-Konferenz). Volker Grassmuck hat den Begriff Wissensallmende geprägt, glaube ich. OS stand damals für Operating System, also die „Zauberer des Betriebssystems“ – mit Anspielung auf das Kinderbuch „Der Zauberer von Oz“. Gemeint waren damit ganz klar die Linux-Hacker.

*L: Aber das war in Deutschland?*

S: Ja, das war in Berlin. Und ein wichtiger Kollege – Stefan Merten (wir wurden oft verwechselt) – hatte dort auf der Wizards-of-OS-Konferenz eine Arbeitsgruppe gemacht, die sich die Frage stellte: Kann diese Freie Software – dieses Neue in der Welt, 1999, das war total früh – kann darauf eine ganze Ökonomie gebaut werden? Stefan Merten hatte mich ein paar Monate zuvor nach Kaiserslautern zu einem Vortrag eingeladen. 1999 fand in Kaiserslautern der LinuxTag statt. Und im Vorfeld der Konferenz, also ein Tag bevor der LinuxTag begann, hat er mich zu einer Präsentation eingeladen. Er hatte nämlich damals meine Sachen, die ich schon immer online gestellt habe, gelesen. Ich habe damals als Ingenieur sehr viel über Produktivkraftentwicklung und Technologie und so was geschrieben. Er fand das total spannend und hat mich eingeladen, um zu Linux was zu erzählen.

*L: Wie hattest du damals deine Sachen publiziert?*

S: Im Internet unter [kritische-informatik.de](http://www.kritische-informatik.de) (<http://www.kritische-informatik.de/>). Das gibt es, sozusagen als historisches Dokument, immer noch. Also es sieht auch immer noch genauso altmodisch aus. Es ist lustig, das so stehenzulassen.

*L: Und das war deine eigene Seite?*

S: Ja, es gab noch keine Kooperation, das war meine eigene Seite, auf die ich meine Texte gestellt hatte. Damals in den 90er Jahren habe ich nur wenige Texte produziert. Und die habe ich darauf gestellt, er hat sie gefunden, fand das spannend, hat mich zum LinuxTag eingeladen. Dann bei der Wizards-of-OS-Konferenz war ich allerdings nicht dabei. Aber er hat diesen Vortrag von mir und die Ideen, die wir damals ausgetauscht hatten, mitgenommen, und hat sofort danach – weil wir in Mailkontakt waren – gesagt: „Hey! Ich hatte da eine Arbeitsgruppe, und die war cool und wir haben uns verabredet mit den Leuten, die dabei waren – machst du mit?“ und ich habe dann gesagt: „Jo! Ich bin sofort dabei, und wie nennen wir das Projekt denn?“ Wir haben hin und her überlegt und sind dann auf Oekonux gekommen, weil Oekonux eine Verbindung von Ökonomie und Linux ist. Unsere Schreibweise war aber nicht mit „ö“ sondern mit „oe“, weil wir international zugänglich sein wollten, um also niemanden ausschließen, der dieses „ö“ nicht kennt. Und ganz schnell haben Leute in der ganzen Welt, das waren nicht so viele, das mitbekommen.

Es hat sich sehr schnell ein Kern von Leuten gesammelt, die fasziniert waren von der Idee zu schauen, ob das Phänomen der Freien Software verallgemeinerbar ist. Das hat viele begeistert und wir organisierten im Jahr 2000 in Dortmund die erste Konferenz, die erste Oekonux-Konferenz. Wir haben in dieser Zeit sehr viele Ideen entwickelt, die aus heutiger Sicht total weitreichend waren. Es hat ja eigentlich keinen Grund gegeben anzunehmen, dass Freie Software, die vielleicht ganz nett ist, einen allgemeinen Charakter hat. Dass man so etwas in auch in anderen Bereichen machen kann. Wir haben die These entwickelt, dass das Linux-Prinzip sich auf alle Bereiche der Gesellschaft ausdehnen wird. Viele außerhalb von Oekonux haben gesagt: „Die spinnen! Das sind Nerds! Die drehen ab!“ und so weiter. Wir haben vorausgesagt, es wird zuerst im Bereich von Information und Wissen geschehen, aber es wird auch auf den stofflichen, den materiellen Bereich übergreifen, und wir werden irgendwann auch Autos nach dem Prinzip von Linux entwickeln. Und genau das ist passiert! Das Prinzip, was wir heute „Commons“ nennen, ist in alle Bereiche der Gesellschaft eingedrungen, auch in solche Bereiche, die wir damals nicht im Blick hatten. Wir kannten das Wort „Commons“ noch nicht, sondern für uns war es das „Linux-Prinzip“ oder das „Freie-Software-Prinzip“.

Wenn man heute in die alten Texte guckt, dann kann man den Prozess nachvollziehen. Das Archiv von Oekonux ist immer noch online, und man kann die ganzen Diskussionen nachlesen. Dort wurde zum Beispiel die Keimform-Theorie mit den fünf Schritten entwickelt. Es war eigentlich ziemlich klar, dass so eine utopische Gesellschaft kein Geld mehr kennt und dass der Staat überflüssig wird und dass die gesellschaftliche Organisation ganz anders funktioniert – solche Ideen wurden schon im Jahr 2000 oder 2001 entwickelt. Und 2006 oder 2007 kam dann der „Commons“-Begriff – für mich! Also ich hab ihn schon gekannt, aber das war für mich was anderes. Wahrscheinlich wie für viele war Commons für mich eher mit der traditionellen Allmende verbunden. Also 1999 gab es den Begriff „Wissensallmende“ und es war klar, dass es dabei um „Knowledge Commons“ ging. Also das heißt, den Begriff „Commons“ gab es für mich schon. Aber die Verbindung zu „Allmende“ war für mich eine zu Viehweiden und Wäldern. Es war etwas Altes.

*L: Weil du damals nur Sachen auf Deutsch gelesen hast?*

S: Ja, vorwiegend. Obwohl, das stimmt nicht so ganz: Ich hatte die Sachen von Eric Raymond gelesen. Er war ziemlich wichtig. Er ist eigentlich ein ziemlich reaktionärer Typ, der die Waffenlobby in den USA unterstützt, aber er war trotzdem wichtig für die Freie-Software-Bewegung, weil er „The Cathedral and the Bazaar“ geschrieben hat. Das ist fast eine Bibel. Dieses Buch ist total wichtig [er geht in sein Zimmer und sucht nach Büchern] aber ich finde es gerade nicht... Auch Richard Stallman war ganz entscheidend für den Start der Freien Software.

*L: Aber der hat von „Commons“ geredet?*

S: Nein, der redet immer noch nicht von „Commons“, der kapiert das nicht, er ist sehr eng im Verständnis und sieht nur Freie Software. Also Richard Stallman und Eric Raymond waren beide die für die damalige Diskussion sehr wichtig. Eric Raymond ist deswegen so zentral, weil der eher darüber geschrieben hat, wie dort produziert wird. Das hat Richard Stallman nie interessiert. Der hat immer nur die GPL und das GNU-System gesehen und hat nicht darüber nachgedacht, dass es dabei um eine neue Form der Kooperation geht; das hat ihn einfach nicht interessiert. Eric Raymond hat aber genau darauf geguckt. Er hat darüber geschrieben, was eigentlich „Open Source“ (OS) ist. Es gab eine kleine Spaltung innerhalb der Szene, die einen nannten das Phänomen FS, die anderen nannten es OS; und Eric Raymond gehört zu dem OS-Lager und hat darüber geschrieben. Er hat Sätze geprägt wie: „Wenn genug Augen in den Code gucken, verschwinden alle Fehler“, auf Englisch „Given enough eyeballs, all bugs are shallow“. Vorher war die Idee der Abgrenzung vorherrschend: Es musste ein perfektes Spezialisten-Team in einer hierarchischen Struktur die Software entwickeln, um eine hohe Qualität zu gewährleisten, und Raymond hat gesagt: „Nein, es ist das Bazaar-Prinzip – alle kommen und gucken in den Code rein und alle tragen irgendwas bei“. Das ist das, was Linus Torvalds gemacht hat. Raymond hat zu Ehren von Torvalds das Prinzip der Offenheit „Linus Law“ genannt.

Die Geschichte von Linus Torvalds war damals total faszinierend für uns. Weil der nämlich einfach gesagt hat: „Ich stelle das ins Internet und gebe es frei“. Und es ist auch interessant, dass Linus Torvalds aus einer kommunistischen Familie kommt. Seine Eltern waren Kommunisten, lebten in Finnland und gehörten dort zur schwedischen Minderheit. Er war einerseits von diesen Eltern beeinflusst und andererseits abgestoßen. Er war ein sozial isolierter Mensch, also ein „Nerd“ im Sinne dieses negativen Klischee-Bilds. Er hat die ganze Zeit am Computer gesessen, programmiert und nichts anderes gemacht, er war wirklich ein Nerd. Es hat dann die ersten Versionen von Linux entwickelt und sie ins Internet gestellt. Seine kommunistische Inspiration war ganz klar: Die Software darf nicht kommerziell sein, sondern muss für alle frei zugänglich sein. Er hat die erste Lizenz selbst gemacht, wo explizit drinstand: „Kommerzielle Verwendung ist verboten“. Und dann kamen Leute und sagten ihm: „Hör mal, das könnte schwierig werden, vielleicht ist die GPL besser“. Linus Torvalds wusste nichts von der GPL, sondern andere Leute haben sie ihm vorgeschlagen. Er hat sich die Lizenz angeguckt und kapiert, dass das GPL-Prinzip niemanden ausschließt, auch nicht kommerzielle Nutzungen – gleichzeitig aber einschließt, dass alle, die die Software nutzen wollen sie wieder unter das Copyleft der GPL stellen müssen. Das ist der virale Effekt der Freiheit. Er hat kapiert, dass dieser Effekt viel wirkungsmächtiger ist, als wenn er weiter gesagt hätte: „Ich verbiete bestimmte Nutzungsformen, z.B. kommerzielle“. Denn damit wird ein Verbreitungsweg abgeschnitten. Das hat er auch später in Autobiographien geschrieben: Einer der wichtigsten Schritte war, die Lizenz zu wechseln. Ganz, ganz früh hatte er das gemacht, und dadurch kam die Kooperation in Gang.

Dann explodierte diese Kooperation richtiggehend. Es gab eine historische Auseinandersetzung zwischen Linus Torvalds und Andrew Tanenbaum von 1992 – hast du davon schon gehört? Das ist im Internet die „Torvalds-Tanenbaum-Kontroverse“. Tanenbaum war ein Professor aus den Niederlanden, und der damals „Minix“ entwickelt hat. Minix war ein Unix ähnliches Betriebssystem, was er zu Lehrzwecken entwickelt hatte, um seinen Studierenden zu zeigen, wie ein Unix-System funktioniert. Unix durfte man damals nicht benutzen und im Quellcode studieren, da es völlig closed source war, also Copyright-geschützt. Darüber hat er sich geärgert, hat Minix entwickelt und hat dann aber gesagt: „Ich gebe Minix nicht frei, denn wenn ich es freigebe, wird es mir versaut; dann fummeln irgendwelche Leute darin herum; dann verliere ich Kontrolle und dann kommt da nur Mist raus“. Und Linus Torvalds hat gesagt: „Quatsch! Wenn ich das frei gebe, dann entsteht Qualität, weil sich so viele Leute daran machen, dass sich die besten Ideen durchsetzen werden und nicht der Mist!“. Tanenbaum hat entgegnet, dass es unmöglich sei, so etwas wie eine unberechenbare, freie Community kontrollieren zu wollen. Das sei so blödsinnig wie die Vorstellung, eine Herde von Kat-



zen hüten zu wollen. „Herding cats“: Katzen kann man nicht wie eine Herde behandeln, Katzen sind Individuen. Und Linus Torvalds hat gesagt: „Genau!“ Es gehe darum, die Individualität freizusetzen, weil da Kreativität drinstecke, und darauf zu vertrauen, dass der Prozess eine emergente Qualität hervorbringe. Und er hatte recht. Von Tanenbaum und Minix redet jetzt keiner mehr; das war sozusagen historisch interessant, aber praktisch nicht mehr, sondern Linux hat sich durchgesetzt und Linux ist inzwischen überall. Okay, das ist eine kleine Nebengeschichte der Freien Software, die aber damals für die ganz kleine Szene total wichtig war! Sich mit der Auseinandersetzung zu beschäftigen – warum hat Tanenbaum nicht recht und warum hat Linus Torvalds recht? Eric Raymond hat es geschafft, das in schöne Wörter zu bringen, weswegen dieses Buch für uns total wichtig gewesen ist, obwohl der ein Reaktionär und Anhänger der Waffenlobby war und ist.

*L: Aber warum war Stallman in dem Ganzen für euch wichtig?*

S: Von Stallman kam die GPL.

*L: Aber ich meine diese ganze Debatte zwischen FS und OS, wie habt ihr das damals gesehen? Oder vielleicht war das gar nicht so wichtig?*

S: Also, für uns war das nicht so wichtig – also ich weiß nicht, ob ich von „uns“ sprechen kann. Für die Leute, die in Oekonux unterwegs waren, war die Produktionsweise interessant. Also die soziale Form, die da drinsteckt. Und deswegen haben wir gesagt: „Naja, Stallman ist ein Liberaler, so im positiven Sinne, ein Bürgerrechtsliberaler in den USA, und im Endeffekt es ist okay, was er macht, aber der fokussiert sich halt aufs Recht und auf die Lizenz, und auf GNU, GNU und nochmals GNU! Und das ist irgendwann uninteressant und zu eng. Eric Raymond ist wiederum ein Rechter, also ein Konservativer... also nicht so konservativ wie die Tea-Party oder so, aber echt stark. Aber er ist trotzdem auch ein Libertärer – in den USA nennt man das „libertarians“. Libertarians sind nicht die Libertären in einem freiheitlich-anarchistischen Sinne, sondern es gibt eine reaktionäre Variante des Anarchismus, in dem die Libertarians den Kapitalismus frei von jeglicher Regulation als Ideal ansehen. Aus der Oekonux-Perspektive ist das natürlich die schlimmste Form von dem, was man sich vorstellen kann, wenn jeder auf jedem rumhackt. Dann ist die soziale, regulierte Variante des Kapitalismus immer noch besser, aber in diesen Libertarians stecken dennoch anarchistische Ideen drin, trotz des Credo, dass der Kapitalismus am besten ist, wenn es alles unreguliert ist: Das ist natürlich „USA-like“, was heute mit Trump auch zur Geltung kommt. Also der Raymond ist ein Trumpianer. Und trotzdem kann man verstehen, warum auch solche Libertarians mit ihren anarchistischen Ideen mit bürgerrechtsliberalen und Civil-Society-Menschen auch zusammenkommen können, mit völlig verschiedenen Zugängen das Gleiche machen können und die gleiche Produktivität erzielen.

Das war auch spannend – eine der Thesen von vielen war, dass die Produktionsweise von FS das Links-Rechts-Schema überwindet. Es macht kein Sinn mehr, weil die Konfiguration eine andere ist: „Wir sind darüber hinaus, wir sind jenseits von Links-Rechts, jenseits von Politik“. Auch die Form der Politik wurde in Frage gestellt, überhaupt wurde ganz viel in Oekonux in Frage gestellt. Was ich immer noch tue, was manche manchmal nicht verstehen können. Wenn ich zum Beispiel sage, Politik ist nicht die Form, in der wir uns bewegen können; Commons sind nicht politisch. Sie müssen sich mit Politik auseinandersetzen, aber es ist etwas anderes, politisch zu sein oder Politik zu machen. Da streite ich mich mit so manchen in der Commonsbewegung, denn viele hoffen, über Politik voranzukommen.

*L: Aber was ist deine Definition von „Politik“ und „politisch“?*

S: Meine Definition von „Politik“ ist immer mit der Institution Staat verbunden. Das kann man

nicht davon trennen. Jemand, der sagt, dass er nur politisch sei, sich aber nicht für Parlamente oder den Staat interessiere, der lügt sich, glaube ich, in die Tasche. Politik richtet sich immer darauf, über kollektive Aktionen, Entscheidungsträger und Institution so zu beeinflussen, dass die Entscheidungen besser werden. Sie ist immer gerichtet auf Institutionen mit Macht, damit auf den Staat und damit auf den Wunsch nach Akzeptanz, Anerkennung, Aufmerksamkeit – und das, finde ich, schwächt uns. Man muss Politik machen, aber aus Gründen der Verteidigung, sodass uns nicht die Rechte genommen werden, die wir heute haben. Aber zu meinen, wir könnten die Gesellschaft positiv über die Politik, über Institutionen und über Demokratie verändern, ist eine Illusion. Wir verändern sie, indem wir sie verändern.

Auch so eine Ansicht aus Oekonux: Wie wird die Welt verändert? Indem wir sie verändern. Ganz praktisch: Wir müssen sie praktisch verändern, und das ist der Ansatz der Commons. Das habe ich dann später mit dem Begriff der Commons allgemeiner gefunden: Die Welt wird verändert, indem wir sie praktisch verändern und diesen Prozess des praktischen Veränderns reflektieren und uns darüber klar werden, was wir da tun, damit wir das Verändern immer besser tun können. Zum Beispiel die Idee jenseits von Markt und Staat zu handeln: Das müssen wir irgendwann verstehen und nicht nur intuitiv tun, denn sonst tut man auch irgendwann intuitiv das Falsche. Sondern wir müssen verstehen, dass genau dieser Korridor zwischen Markt und Staat der ist, wo wir uns bewegen müssen: Dort sind wir stark, denn dort können wir uns auf uns beziehen, auf unsere Qualität und uns nicht danach richten, was die Politik fordert wie du sein musst und wie du dich zu organisieren hast, oder was der Markt fordert, wie dein Produkt zu gestalten ist, damit es verkaufbar wird.

*L: Und das heißt, es ist dir lieber zu sagen: „Was wir machen, ist nicht „politisch“ oder „Politik“ – als zu sagen, wir eignen uns wieder an, was „politisch“ oder „Politik“ bedeutet? Und dass es nicht mehr eine Institutionssache ist, sondern: „Das ist politisch, was ich ohne die Institution mache“. Weißt du was ich meine?*

S: Ja. Ich kann mich darauf einlassen, wenn jemand sagt, dass es um die Aneignung des Politischen geht. Wenn es anti-institutionell oder nicht-institutionell im Sinne der traditionellen Institutionen verstanden wird, im Sinne von Selbstermächtigung, Selbstorganisation und so, wenn das jemand „politisch“ nennen möchte, von mir aus.

*L: Aber du hast selbst die Schritte nicht gemacht, also das wolltest du nicht so machen, sondern eher das Politische einfach weglassen – und das interessiert mich: Hast du das – wie sagt man das? – hast du das absichtlich gemacht, hast du darüber nachgedacht und gedacht: „Lieber so“; oder ist das einfach so entstanden?*

S: Nein, das wurde durch Robert Kurz beeinflusst, und zwar durch seine Artikel von 1999 – in diesem Jahr ist super viel passiert. 1999 hat er einen Artikel veröffentlicht, der absolut zentral für mich war, und der heißt „Antiökonomie und Antipolitik“. Er hat dort begründet, warum Politik nicht das Feld ist, auf dem wir agieren sollten, und warum Ökonomie nicht das Feld ist, in dem wir agieren können, sondern wir müssen uns jenseits dessen bewegen. Also, er hatte auch keinen Begriff von „Commons“, und er kommt aus einer ganz anderen Ecke, aber trotzdem haben ihn in Oekonux viele gelesen und sich davon inspirieren lassen. Ironischerweise hat sich Robert Kurz später selber von seinem eigenen Artikel distanziert – aber egal, es war ein sehr einflussreicher Artikel, und dann haben viele Leute gesagt: „Ja wir müssen auch aus den Formen aussteigen, die uns immer wieder angeboten werden“.

Das haben die Grünen versucht, das haben die Linken versucht, jetzt versucht das die Linkspartei wieder. Sie bewegen sich immer in den gleichen Formen und sie reproduzieren den Mist immer mit, den sie eigentlich ursprünglich nicht wollten. Die Grünen wollten auch jenseits von Rechts und

Links sein – und was sind sie geworden? Das, was alle anderen auch schon sind. Und die Linken nehmen nun den gleichen Weg und machen den gleichen Fehler, und die Piraten und alle. Ich glaube, dass es eine Illusion ist zu meinen, dass man in den Institutionen gegen die Institutionen sein kann: Man muss in ihnen immer für sie sein, es geht nicht anders. Deswegen bin ich nicht total dagegen, dass es auch Linke oder Grüne gibt, sondern es ist wichtig, dass es überhaupt jemanden gibt, der widerspricht. Aber es ist nicht die Form, in der Commons sein können, es ist nicht unsere Form des Commonings. Das sind Partner; die Grünen sind wichtige Partner; die Linke sind wichtige Partner; die Piraten oder egal... vielleicht auch irgendwann mal auch andere, auch konservative. Aber „Partner“ heißt immer Distanz und Vorsicht und nicht, sich in deren Form reinzubgeben. Aus dieser Zeit stammt meine sehr starke Meinung in Richtung Politik-Fernhalten und Markt-Fernhalten. Ich habe mich dann bestätigt gesehen, als ich las, dass selbst solche traditionalistischen Ökonomen wie Elinor Ostrom auf ihr Buch schreiben (oder auch in Artikel oder in der Nobelpreis-Rede, die wirklich gut ist): „Beyond market and state“. Es ist eine eigene Logik. Sie hat es zwar anders verstanden und viele von unseren Kolleginnen und Kollegen in den Commons verstehen es immer noch so: Neben Markt und Staat gibt es etwas Drittes. Aber ich verstehe es so und viele andere ebenfalls: Es gibt nicht nur etwas Drittes, sondern etwas, was Markt und Staat überflüssig machen kann.

Warum? Weil in den Commons alles steckt, was Markt und Staat können. Staat ist eine bestimmte Form der Organisation, der gesellschaftlichen Gesamtorganisation, und das steckt in den Commons als Potenz drin: Wir können uns gesamtgesellschaftlich Commons örtlich organisieren. Und in der Ökonomie steckt der Aspekt der Produktion drin, des Schaffens der Lebensbedingungen. Allerdings ist unsere Ökonomie immer nur ein Ausschnitt des Ganzen. Vieles, was wir schaffen, ist ja nicht ökonomisch: Alles, was mit Familie zu tun hat, fällt ja raus – Pflege und Care-Bereich. Aber egal, dieser Aspekt der Produktion, der Schaffung, der Schöpfung von Bedingungen, der steckt in der Ökonomie – und das ist sowieso in den Commons drin. Wir brauchen Staat und Ökonomie nicht als getrennte auch noch gegensätzliche Funktionen – der Staat muss die Ökonomie regulieren und kontrollieren, mehr oder weniger. Die Ökonomie dominiert aber letztlich den Staat, und das ist ja ein feindliches Verhältnis.

Commons können das aufheben, und aufheben ist immer ein Dreiklang: Abschaffen, gleichzeitig Aspekte oder Funktionen bewahren und drittens besser machen. Also besser machen in der Weise, dass alle inkludiert werden. Und deswegen sind für mich Commons die Aufhebung von Gegensätzen, die wir jetzt in der Gesellschaft haben, z.B. von Markt und Staat; oder von Individuum und Gesellschaft; oder von Männern und Frauen; oder von einer Sphäre der Produktion und einer Sphäre der Reproduktion. Wir sind in einer Phase der Gegensätzlichkeit. Und Gegensätzlichkeit bedeutet immer Innovation, denn Gegensätze reiben sich aneinander und fordern sich immer heraus und sorgen für Innovation. Deswegen ist Kapitalismus so innovativ – das kann man ihm nicht absprechen – er ist super innovativ! Aber die Commons sind auf eine andere Weise innovativ, denn die kapitalistische Innovation geht ja immer auf Kosten von Leuten, die dann rausfallen. Und Commons sind innovativ, indem sie ganz viele Leute und ihre Kreativität einbeziehen.

Das Paradigma hat Linus Torvalds damals geschaffen, indem er gesagt hat: „Ich gebe den Code und die Kooperation, die daraus kommt, frei“, da emergiert das Richtige sozusagen. Ich habe ein Vertrauen darauf, dass ein kollektiver Prozess ein gutes Ergebnis produziert auch wenn du ihn nicht mehr kontrollierst – Dieses Vertrauen darauf habe ich auch wenn es darum geht, Gesellschaft zu organisieren. Also ich hätte das Vertrauen, dass, wenn Menschen sich Commons-artig jenseits von Markt und Staat organisieren, gesamtgesellschaftlich etwas Vernünftiges herauskommen würde. Das Vernünftige würde sich durchsetzen, das Gute und das Freie. Dieses Vertrauen hätte ich. Also deswegen glaube ich, dass eine Gesellschaft ohne Markt und Staat möglich ist. Sie basiert auf den Commons, sie basiert auf der Individualität und Unterschiedlichkeit der Menschen, die – wenn sie



kooperieren – automatisch emergierend etwas erzeugen, was für alle gut ist.

Das heißt aber nicht, dass es keine Konflikte geben wird, sondern dieser Prozess der Emergenz ist immer ein konfliktreicher Prozess – das hat man schon in der FS gesehen, dort gab es unendliche Streits. Aber es gab auch etwas, was einen Bruch bedeutet: In den Linken gab es vorher ein Dogma der Einigkeit. Ganz oben stand, dass wir einig sein müssen – wir müssen uns zusammenschließen. Das hat auch etwas Logisches, denn der Gegner ist sehr stark und wie kann man dem Gegner begegnen, wer immer das jetzt ist? Indem man einig ist, um Stärke zu bekommen. Und lustigerweise haben die Linken immer Einigkeit gefordert, sich aber sofort gespalten. Und jede kleine Mini-Fraktion hat gesagt: „Wir fordern von euch, dem Rest, Einigkeit. Also das ist die Ironie der Geschichte, dass die, welche nach Einigkeit riefen, sich am meisten gespalten haben. Und die FS hat gesagt: „Einigkeit ist *bullshit!* Spaltung ist das Rezept“. Also genau das Gegenstück. In der FS heißt Spaltung „Fork“, das kommt von „Gabel“. Wenn du mit einem Prozess unzufrieden bist und du es nicht schaffst, innerhalb der Community, also innerhalb der Commons, eine Einigkeit zu finden, bei der wir etwas gemeinsam machen; wenn das nicht geht, dann gehst du raus und forkst das Projekt – das heißt, du gründest einen parallelen Strang, und dann muss sich *praktisch* zeigen, was besser ist. Es ist eine Frage der Praxis. Wahrheit ist eine Frage der Praxis.

Was als technische Lösung besser ist, muss ich praktisch zeigen, das kann man nicht vorher theoretisch lösen. Warum? Weil Technik nichts Objektives ist, sondern es ist das Verhältnis von Subjektivitäten zu ihren Mitteln, die sie benutzen, also zur Technik. Deswegen gibt es keine objektive Technik, sondern nur eine, die im Verhältnis zu den Subjekten, zu ihren Bedürfnissen funktioniert oder nicht funktioniert. Und das kann man nur praktisch herausfinden. Also braucht man „Forks“. In reinen Commons gibt es nicht unbedingt „Forks“, sondern bei Commons kann man das anders formulieren: „There is no one best way“. Also es gibt nicht die eine gute Lösung, sondern alle Commons-Lösungen sind individuell und immer unterschiedlich. Sie müssen sich immer nach den Bedingungen, nach den Kontexten, nach den Individualitäten, nach den Subjektivitäten und nach den Bedürfnissen richten, und dann kann man gucken: Was ist am besten? Und das denken zu können, war für mich einer dieser vielen kleinen paradigmatischen Blickwechsel. Denn vorher habe ich auch gedacht: „Wir müssen einig sein, wir müssen stark sein“. Nein! Wir werden stark, indem wir nicht einig sind! Indem wir die Unterschiedlichkeit so zur Geltung bringen, dass am Ende eine gute, die beste Lösung sich praktisch herausstellt. Ja..., von diesen paradigmatischen Blickwechseln hat es ganz, ganz viele gegeben. Deswegen war für mich die Jahr-2000-Wende ein ganz entscheidender Zeitraum. Und ganz viele von diesen Ideen sind dann so 2007 etwa zusammen gekommen – das war das Jahr, als wir keimform.de gegründet haben, keimform.de das war ein bisschen das Nachfolgeprojekt von Oekonux.

*L: Also warte mal kurz: Vorher meinst du – als du das schon erwähnt hast – wir kannten damals 2007 den „Commons“-Begriff noch nicht, und dann ist er plötzlich zu uns gekommen...?*

S: Durch Silke Helfrich.

*L: Okay. Und du meinst, dass vorher das Einzige immer die (sog.) „Wissensallmende“ war, die von diesem Volker Grassmuck...*

S: Ja.

*L: Ah okay. Der ist also die richtige Referenz für diese „Wissensallmende“ in Deutschland oder durch ihn hast du einfach davon gehört?*

S: Ja, es gab da noch ein anderes Buch, das ich auch kannte. Es war von Oliver Moldenhauer, das

war ein ATTAC-Büchlein, welches *Wissensallmende* hieß [<https://www.attac.de/bildungsangebot/basistexte/detailansicht/news/basistext-15-wissensallmende-gegen-die-privatisierung-des-wissensdieser-welt/>]. Dieses Buch wurde 2001 geschrieben. Das ist genau diese Zeit. Veröffentlicht wurde es 2002, aber die Redaktion war 2001. Und da sieht man schon hier die Erkenntnis: „Allmende vom kollektiven Eigentum zum privaten Eigentum“. Also es geht hier um die Einhegung, um die historische Allmende, wie sie vom kollektiven Eigentum – es gab ja damals keine anderen Begriffe – zu privatem Eigentum gemacht wurde. Es gab innerhalb der FS-Szene viele Leute, die die Meinung vertreten haben: Die Möglichkeit der Allmende gilt nur für den immateriellen Bereich. Deswegen kann es nur eine Wissensallmende geben. Also keine Auto-Allmende oder keine Nahrungsmittel-Allmende. Das haben viele gesagt, das geht nicht, weil die Spezifik der Wissensgüter darin besteht, dass sie fast ohne Aufwand kopierbar sind. Einen Apfel kannst du nicht kopieren. Da musst du ein Baum pflanzen und ihn pflegen und hegen und dann die Äpfel ernten; es ist viel aufwändiger. Und diese Rivalität und Exklusivität – es ist dann wieder die traditionelle Gütertheorie, die da reinkommt – hat viele dazu gebracht zu sagen, dass es ein Sonderphänomen nur im Wissensbereich ist.

*L: Aber damals kanntest du diese Personen oder hast nur...?*

S: Ich kannte die, ja.

*L: Und die waren nicht dabei bei Oekonux?*

S: Nein, Volker Grassmuck war nicht bei Oekonux dabei, aber mit dem waren wir im Austausch. Er war einer von den Leuten außerhalb von Oekonux in der Wissenschaft, der ist jetzt auch irgendwo an der Uni als Forscher unterwegs.

*L: Okay, aber dieses „Allmende“-Konzept hatte er selbst erfunden, also ihr habt das nicht zusammen überlegt?*

S: Nein, wir haben nicht von „Allmende“ gesprochen, wir haben es nur zur Kenntnis genommen. Andere verwenden das Wort „Allmende“ in Erinnerung an die traditionellen Allmenden. Aber für mich war das immer nur eine Metapher. Wir sagten uns: Ja, so etwas Ähnliches gab es schon mal in der Geschichte, aber das war eigentlich etwas ganz Anderes. Aber okay, dann nennen wir das halt Wissensallmende, ist nicht so wichtig“.

*L: Aber diese Leute, die sprachen da von „Allmende“, aber... – ich hab das Buch noch nicht gelesen oder nur überflogen – aber sprechen sie da drin von Gütertheorie und von Ostrom oder so etwas?*

S: Nein, ich glaube Ostrom kommt nicht vor.

*L: Also das war einfach nur eine Metapher, um eine Idee zu vermitteln?*

S: Ja. So ungefähr.

*L: Also damals bei euch – das habt ihr nur als reine Metapher angesehen?*

S: Ja.

*L: Und ihr habt euch nicht mit der ganzen Gütertheorie und so weiter auseinandergesetzt?*

S: Nein, damals gar nicht, das war eine reine Metapher und... er schreibt da: „Die gemeinsame Nutzung von natürlichen Ressourcen nennt sich mit einem althochdeutschen Wort: *Allmende*. Er

stammt aus dem Bodenrecht und geht zurück zu weiter gemeinsam genutztem Land, Fisch, Gewässer“ usw. Also er führt das historisch ein. Ah! Das ist auch noch einmal interessant: „Übrigens verweist auch das Wort ‚Ding‘ auf eine Form der Allmende, nämlich es geht zurück auf Germanisch ‚Ting‘: Volks- und Gerichtsversammlung...“. Also der Ort, der Ting, war der Ort, wo man sich getroffen hat, und er bezeichnet eine interessante Verbindung von dem Ort, dem Ting, dem Platz und sozialen Institutionen: „Die Volksversammlung der Freien, die über Krieg und Frieden beschließen, den Heerführer und den König wählen und in der Recht gesprochen wird“. Also es gibt sehr viele historische Bezüge, und das war ihm völlig klar und so referiert er das hier... und dann kommt Einschließung der Allmende... [er überfliegt das Buch], das „Allmende-Dilemma“. Da kommt auch bestimmt Hardin schon vor... genau! Dann geht er über zum Wissen, wie er das anwendet. Also das war schon damals so. Für ihn war das nicht nur eine Metapher, sondern er hat das bewusst reflektiert und hat dann begründet, warum er das für das Wissen verwendet. Für uns war das damals nicht wichtig, denn „Allmende“ hatte immer den Touch von Altem, altmodisch und so, und wir waren diejenigen, die sich mit Technologie beschäftigen, also das war auch so eine gewisse... ich will nicht sagen „Überheblichkeit“, aber wir fühlten uns an der Front der Entwicklung, denn wir beschäftigten uns mit Software, mit Technologien, mit High-Tech. Und nicht mit Wäldern und Wiesen. Also da steckt auch eine gewisse Arroganz drin, und später wiesen uns zurecht andere darauf hin: „Ohne das Brot, was auf dem Acker als Getreide wächst, könnt ihr keine Software machen“. Also wir haben auch so komische Trennungen reproduziert, die dann aber mit dem Begriff „Commons“ wieder zusammengebracht wurden. Für mich war dann klar: „Ja, Commons ist etwas Allgemeines“. Und es ist natürlich Quatsch davon auszugehen, dass Software keine materielle Basis hat. Natürlich hat es eine materielle Basis und eine energetische Basis und zwar in einem nicht kleinen Ausmaß. Das Internet verbraucht unglaublich viel Energie, also Strom.

*L: Okay, also das fing ja 2007 an, oder?*

S: Also 2007 war der Punkt, wo ich mir bewusst den Begriff der Commons angeeignet habe. Den Begriff gab es sicher schon in der Diskussion vorher, aber ich würde sagen, dass die Leute, die keimform.de 2007 gegründet haben, auch 2007 anfangen, sich aktiv den Begriff „Commons“ anzueignen und positiv zu benutzen; vorher nicht.

*L: Wie seid ihr dazu gekommen?*

S: Ich bin durch Silke Helfrich dazu gekommen...

*L: Aber wie bist du zu Silke gekommen? [lacht]*

S: Silke kann man ja nicht übersehen... also durch Literatur. Ich weiß nicht – wann kam *Wem gehört die Welt?* raus... – das war, glaube ich, ein bisschen später... [holt das Buch aus der Bibliothek nebenan und sucht das Datum]. Die zweite Auflage... ist von 2009. [er überfliegt] Und hier steht... also es kann schon sein, dass es 2009 war...

*L: Denn Silke war... die war erst einmal nicht so viel unterwegs mit den „Commons“, oder? Das hat sich auch entwickelt, oder? Aber du denkst, du hast sie durch dieses Buch...?*

S: Ne, ne, nicht durch dieses Buch, sondern durch Artikel. Ich kann dir nicht mehr genau sagen... ich habe alles gelesen, was mir in die Finger kam, und das war damals nicht so viel. Und dann kamen irgendwann vermehrt Dinge, die sich mit „Commons“ beschäftigten, und zwar in einer Weise, dass ich dachte: „Oh! Commons sind nicht nur diese komische Allmende von damals, sondern es ist etwas, mit dem ich Dinge zusammen denken kann, die zusammen gehören“. Und dann ging es auch ganz schnell. Dann habe ich mit „Commons“ selber meine Theorie auf alles übertragen, die ich vor-

her nur von Software hatte.

*L: Und du denkst, damals... also das war durch Internet, dass du die Artikel...?*

S: Ja, ich hab sie viel später persönlich kennengelernt, vorher durchs Internet. [holt ein anderes Buch] Wann war das nochmal? Oh nee, das ist von 2011. Also, die nächste große Welle war ja Wikipedia. Leute aus Oekonux waren Mitgründer von Wikipedia oder bzw. es gab vor Wikipedia schon eine Vorläufer-Version. Auch dort gab es die gleiche Auseinandersetzung wie zwischen Torvalds und Tanenbaum, es ging nämlich um die Frage: „Wenn wir eine Enzyklopädie machen wollen, die Qualität hat, wie machen wir das?“. Da gab es eine Fraktion, die dann Nupedia gegründet hat und der Meinung war, dass alle Artikel durch einen Peer-Review-Prozess laufen müssen. Das heißt, wenn Leute online einen Artikel nach dem Wiki-Prinzip schreiben – also es gab damals schon Wikis – dann muss es ein Fachexpertengremium geben, der den Artikel kontrolliert und absegnet. Und... wie heißt nochmal der Gründer von Wikipedia? Jim...? Och, mein Gedächtnis! Aber naja, der Gründer von Wikipedia hat gesagt: „Nein, jeder darf editieren und zwar immer alles“. Und er hat das Wiki geöffnet und das gleiche Prinzip wie Torvalds in der Enzyklopädie angewendet, und dann explodierte die Wikipedia förmlich. Jimmy Wales war das.

Das lustige ist, in der Zeit hatte ich ein Projekt, das hieß *Open Theory*: [opentheory.org](http://opentheory.org)., Opentheory war eine Software, die ich entwickelt hatte. Dort gab es eine Gruppe, die auf Basis von Opentheory eine Enzyklopädie machen wollten. Aber Opentheory war als Software nicht so geeignet wie ein Wiki. Wikis waren damals einfacher. Opentheory ist entstanden aus der Erfahrung mit E-Mail-Diskussionen – und damals gab es für uns nur E-Mails, wir haben nicht in Foren diskutiert, wir haben immer E-Mail-Listen gehabt. Irgendwann wird es sehr schwer, innerhalb der E-Mails zu diskutieren, denn du beziehst dich ja immer wieder auf andere, indem du sie zitierst und deinen Text darunter schreibst, aber wenn du zitierst und zitierst und zitierst und so weiter, dann wird es sehr schnell unübersichtlich. Und dieses Prinzip des Zitierens, um darunter dein eigenes zu schreiben, habe ich übertragen aufs Web, so dass man unter Absätze von Texten weitere Absätze als Kommentar einfügen konnte, sodass Bäume, also Hierarchien von Diskussionsfäden, auf einer Website entstanden sind. Das war damals super fortschrittlich, denn es gab keine Software, mit der man Webseiten direkt editieren konnte. Das gab's nicht oder fast nicht.

Es war die gleiche Zeit als das Wiki entstanden ist. Das war eines der ersten Tools, mit denen man eine Webseite editieren konnte. Genau in dieser Zeit hatte ich parallel Opentheory entwickelt, aber meine Software war nicht so gut, und deswegen hatte sie sich nicht durchgesetzt. Irgendwann habe ich das Projekt eingestellt, obwohl auf [opentheory.org](http://opentheory.org) sehr viele Diskussionen gelaufen sind. Das Archiv ist noch vorhanden, kann man sich angucken. Also, ein Teil der Diskussion von Oekonux fanden auf Opentheory statt, und die kann man noch nachlesen. Das ist inzwischen ein historisches Dokument.

Also, ich war sozusagen am Rand aber nicht im Zentrum auch mit diesen ganzen Entwicklungen befasst. Ich hab nicht bei Wikipedia mitgemacht, es also nicht mitgegründet, aber ich hatte Opentheory, das aus einem anderen Kontext von Theorie-Diskussion entstanden ist und die gleiche Idee verfolgte: „Wann wird Theorie gut? Wenn sie offen ist“. Wenn nicht ein Zirkel von Experten sagt: „Wir haben diese oder jene grundsätzliche Auffassung und die brauchen wir, denn nur dann können wir eine neue Theoriequalität erzeugen“. Sondern die Idee war, dass wir da breit diskutieren und sich dann über die Zeit die Theorien herausbilden, die funktionieren. Die praktisch sind. Das war im Fall von Theorie nicht ganz so easy, denn das Kriterium der Praxis für Wahrheit, was ich vorher so betont habe, funktioniert bei Theorie nur sehr vermittelt. Also wenn du einen theoretischen Zusammenhang postulierst, dann musst du erstmal eine Praxis dafür finden, um zu gucken, ob die Theorie funktioniert. Und manche theoretischen Zusammenhänge waren sehr weitreichend, z.B. dass eine

Gesellschaft jenseits von Markt und Staat möglich ist. Aber wo findet man eine Praxis, die das verifiziert oder falsifiziert? Das ist eine Sache, die, glaube ich, Jahrzehnte oder Jahrhunderte braucht. Das heißt, im Theorieraum kann man sehr lange Gedanken bewegen, ohne dass eine Praxis sie bestätigt oder widerlegt. Und deswegen ist diese Grundidee der Offenheit mit Opentheory auch so nur mittel-prächtig gelungen. Dort ist zwar eine Vielfalt von Gedanken entstanden, aber es gab nicht das Praxismoment wie bei der FS, denn bei der FS läuft es am Schluss oder läuft es nicht. Funktioniert die Software und wird sie angenommen und laden die Leute das millionenfach herunter – oder findest du fünf Leute, die es benutzen, und es ist nicht besonders gut? Also, es gab ein Praxiskriterium dafür, dass es gut ist. Und dieses Praxiskriterium gibt es in der Theorie zwar auch, aber nur im historischen Maßstab, und das ist eine ganz lange Zeit.

*L: Okay, und dann zurück zu dem Moment, wo du dir den „Commons“-Begriff angeeignet hast: Kannst du mir ein bisschen von diesem Prozess erzählen? Woran du dich erinnerst, wie das war, was du da gemacht hast?*

S: Das erste war, dass ich mich mit der Gütertheorie auseinandergesetzt und ein eigenes Schema gemacht habe. Das waren schöne Grafiken, die man auf keimform.de noch finden kann, und ich finde die immer noch gut und sogar viel besser als diese komische Matrix der traditionellen Wirtschaftswissenschaft. Es war eine Gütertheorie, die alle Aspekte miteinbezieht und nicht von der verengten Sicht ausgeht, dass Güter selber Eigenschaften haben. Das ist ja das Problem der traditionellen Gütertheorie: Die versucht zu denken, dass die Güter selber die Eigenschaft haben, rival oder exklusiv zu sein. Aber das sind ja nicht die Güter, sondern es sind die Menschen die damit umgehen. Und sowohl diesen sozialen Aspekt wie auch der Aspekt: „Was für eine Art von Gut ist es?“ Also sind sie stofflich oder nicht, sind es natürliche Güter oder produzierte Güter usw. – Das habe ich versucht, in einer Schautafel zusammenzubringen, und dazu habe ich einen Artikel geschrieben, der mehrfach in verschiedenen Zeitschriften publiziert wurde.

*L: Aber vorher war dir diese Gütertheorie nicht bekannt?*

S: Ne, ich hatte mich bis dahin nicht damit beschäftigt. Vorher habe ich auch sehr... spontan von „Gemeineigentum“ gesprochen. Und hab dann erst langsam kapiert: „Okay, es gibt einen Unterschied zwischen Eigentum und Besitz“. Hinzu kam wieder meine Auseinandersetzung mit meiner Geschichte: Da war „Gemeineigentum“ oder „gesellschaftliches Eigentum“ stets gleich „Staatseigentum“. Das war für mich lange die Alternative zum „Privateigentum“. Ich musste erst in meiner Auseinandersetzung mit den Commons und den Begriffen von „Eigentum“ und „Besitz“ den Unterschied feststellen: Zwischen Staatseigentum und Privateigentum ist kein großer Unterschied, außer dass Staatseigentum eine besondere Form des kollektiven Privateigentums ist. Aber eigentlich ist die Rechtsform immer noch die gleiche und unterscheidet sich gar nicht so sehr voneinander. Es ist auch nicht so zentral, welche konkreten Rechtsform beidem zugrunde liegt. Beides sind exklusionslogische Formen, beide schließen stets Andere von der realen Verfügung aus. Auch der Staat als Eigentümer sagt: „Ja, du darfst... das machst du oder nicht, du darfst das benutzen oder nicht“. Während Besitz ja reale Verfügung bedeutet – und Besitz kann es auf der Basis von Privateigentum, vom Gemeineigentum, also von kollektivem Eigentum geben. In Kuba, einem Land mit viel Staatseigentum, gibt es ganz viele Prozesse von Commoning. Die ganzen urbanen Gärten, die dort in der Krise entstanden sind: Das ist Commoning. Das sind Commons. Es geht auch mit Staatseigentum, es geht mit Privateigentum usw. Und so habe ich mich mit dem Thema „Eigentum“ und dem Thema „Gütertheorie“ beschäftigt.

*L: Aber nicht so richtig vor... Also das ist mit der Begegnung mit Texten von Silke und dem „Commons“-Begriff gekommen, dass du dir über die Eigentumsfrage und Gütertheorie Fragen gestellt hast?*



S: Genau. Also nicht direkt durch Silke – sie hat das sicher mit angestoßen – sondern durch Silke kam ich auf das Thema „Commons“. Und mit den Commons habe ich dann versucht, mir das anzueignen und habe geguckt, was es für Texte gibt. Teilweise fand ich die nicht so gut. Auch damals die Sachen von Silke fand ich nicht so richtig überzeugend. Ich sah mich herausgefordert, selber mit anderen zusammen daran zu denken und habe mich dann mit der Gütertheorie und mit Eigentum und mit Produktion und Produktivität und den sozialen Formen und der Warenform und so weiter beschäftigt. Das war ja auch etwas, was für Silke nicht so nahe lag, da war sie ja ganz weit weg von. Und diese Beschäftigung kommt natürlich von meiner Tradition: Die Auseinandersetzung mit Warenformen, das kommt von Karl Marx! Das ist der erste Satz im *Kapital*, der sinngemäß lautet: „Die Ware ist die elementare Form der bürgerlichen Gesellschaft. Und der Reichtum dieser Gesellschaft erscheint in Formen von Waren“. Das steht in den ersten zwei Sätzen im *Kapital* drin, und ich sag immer: „Das sind die wichtigsten Sätze“. Das ist ein bisschen übertrieben, denn danach kommt auch noch viel Wichtiges. Aber sich zu fragen: „Was sagt Marx da eigentlich, wenn er von elementaren Formen spricht?“. Das war eine Diskussion, die wir auch gestern mit Lukas hatten, wo ich Lukas ein bisschen nahebringen wollte: „Es gibt eine basale Form, wie wir sozial handeln, die damit verbunden ist, wie wir sozial produzieren“. Und das nennt Marx die „elementaren Formen“.

Das ist anders als in der traditionellen Gütertheorie. Das Gut oder die Ware ist hier kein Ding, sondern ein soziales Verhältnis. Die Ware ist etwas Soziales, nichts Dingliches. Natürlich ist die Ware auch ein Ding, das sind ja alle Waren, aber entscheidend ist, wie dieses Ding auf die Welt gekommen ist, wie und in welchem sozialen Zusammenhang es produziert wurde. Und dieser Gedanke der Elementarform, den fand ich unglaublich faszinierend, weil mir dann klar geworden ist, dass Commons eine andere soziale Form darstellen, eine andere Elementarform. Und wenn Commons eine andere Elementarform ist, heißt das logisch, dass es dazu auch eine andere gesellschaftliche Form gibt. Das heißt, die verallgemeinerte Elementarform ist die Commons-Gesellschaft – oder „Commonismus“ (von „Commons“).

Das ist ein Gedanke, den wollten nicht alle mitgehen. Da ist Silke z.B. ganz skeptisch und vorsichtig, wahrscheinlich auch aus taktischen Gründen. Sie möchte sehr akzeptiert sein und so, wie sie sich international bewegt, muss sie das auch. Aber ich bin da unabhängig und kann auch sehr provokativ sprechen, und das tue ich auch und weiß, dass ich auch Silke damit herausfordere. Also, wir haben eine interessante Beziehung miteinander: Sie schüttelt oft den Kopf über die Sachen, die ich mache, und ich weiß genau, dass es eine Provokation für sie ist, aber sie ist dann offen, ja sehr offen, offen genug, sich damit zu beschäftigen. Also, das ist eine sehr produktive und freie Kooperation von sehr unterschiedlichen Menschen.

*L: Und... also noch einmal: Damals liest du Silkes Artikel, dann durchsuchst du ein bisschen diese ganze Commons-Literatur. Weißt du noch, was du damals... wen du damals gelesen hast? Also du hast voll viel gelesen, aber gibt es da etwas...?*

[TELEFON – Pause – er kommt zurück mit Büchern]

S: Kennst du André Gorz? Das hier... [zeigt das Buch]

*L: Ja, ich habe gestern ein Buch von ihm auf dem Regal gesehen und Sarah meinte, dass du sogar mit ihm geschrieben hast und so...*

S: Das [„Brief an D.“] ist seine Liebesgeschichte, die ist sehr schön. André Gorz ist ein französischer Philosoph in der Nachfolge von Jean-Paul Sartre. Er war Sartres Schüler und Existenzialist und war sehr wichtig für die Grünen. Aber er ist eigentlich von der Herkunft her Marxist, aber ein „Independant“-Marxist sozusagen. Und er war der erste, der die ökologische Frage in die Linke da-

mals in Frankreich gebracht hat, und deswegen ist er für die Grünen auch so wichtig. Und André Gorz war einer der wenigen aus meiner alten Vergangenheit – das heißt, aus dem marxistischen Spektrum – der schnell verstanden hat, was FS bedeutet, und deswegen hatte ich mit ihm auch Kontakt. Ich muss kurz gucken, wann das erschienen ist... das ist bei Edition Galilée Paris in 2003 erschienen.

L: *Welches Buch ist das?*

S: Das heißt auf Französisch... warte mal...

L: *„L'immatériel: Connaissance, valeur et capital“.*

S: Ich habe dann Kontakt zu André Gorz aufgenommen. Er war damals schon sehr alt und hat gesagt, dass er nicht mehr reisen kann – ich wollte ihn zu einer Konferenz einladen – und er hat gesagt, dass er das nicht mehr machen kann. Inzwischen weiß ich auch, dass er das hätte machen können, aber er wollte wegen seiner Frau, die sehr krank war, nicht mehr. Wir haben danach einen Briefkontakt begonnen und hatten dann über vier Jahre einen sehr intensiven Briefwechsel. Er hat immer nur mit Hand geschrieben, ich habe immer auf dem Computer getippt und den Text ausgedruckt und ihm geschickt, weil er keine E-Mail hatte. Das war eine wichtige Auseinandersetzung für mich und auch für ihn. Weil er nämlich in seiner letzten Phase des Lebens... also er ist 2007 durch Freitod zusammen mit seiner Frau aus dem Leben gegangen. Das kann man hier [in dem Buch „Brief an D.“] auch lesen, das ist quasi angekündigt gewesen, wenn man es aufmerksam liest. Am Schluss sagt er, er könnte nicht ohne sie leben, und weil sie so schwer krank war, ist er mit ihr gegangen.

Das Buch „L'immatériel » war ziemlich wichtig, und ich weiß nicht, ob es in der französischen Diskussion eine Bedeutung gehabt hat, aber er hat sehr viele Aspekte für mich wieder eingebracht, die mit dem Thema „Kapitalismus“ zu tun haben und mit der Auseinandersetzung um die Bedeutung von Wissen für den Kapitalismus – also mehr ein Blick auf die immanenten Entwicklungen im Kapitalismus. Denn Kapitalismus verändert sich ja auch permanent – es ist nichts Statisches. Und das hat mich auf den Gedanken gebracht, einmal zu gucken: Gibt es Commoning im kapitalistischen Unternehmen? Auch vorher war bei mir immer noch dieses Denken vorhanden: Es gibt „Entweder-Oder“. Und „oder“, also die Alternative, muss außerhalb des Kapitalismus sein, außerhalb der kapitalistischen Struktur. Den Gedanken zuzulassen, dass der Kapitalismus sich selber in eine Richtung entwickelt, die commonsartig ist, fand ich erstmal absurd. Aber dann zu verstehen: „Nein, der Kapitalismus bringt auch selber diese Formen hervor – und zwar innerhalb seines Kerns der Produktion, der kapitalistischen Produktion für den Profit – diesen Gedanken musste ich erstmal zulassen.“

André Gorz hat dazu beigetragen, indem er sich anguckte, wie sich kapitalistische Produktionen in eine Richtung verändern, die ganz interessant ist und die positiv ist und die die Kreativität und die Individualität der Menschen hervorbringt und produziert. Aber immer nur bis zu einer bestimmten Grenze – und dann bricht es ab. Denn dann kommen die fremden Anforderungen: Da muss etwas rauskommen, was verkaufbar ist. Es muss eine Ware sein. Und André Gorz hat sehr schnell erkannt: „Ah! Da sind Leute, die kapieren, dass diese Grenzen nicht mehr da sind, wenn es nicht in Warenform ist. Dann kann sich die Produktivität, die in freier Kooperation steckt, auch noch weiter ausdehnen“. Und das war der theoretische Bezug zueinander.

Gorz ist Philosoph, und wir haben uns sehr theoretisch geschrieben. Dieser Briefwechsel sollte auch als Buch erscheinen, aber das ist noch nicht passiert [Anmerkung: Inzwischen ist der Briefwechsel online erschienen unter <https://gorz.streifzuege.org>]. Die, die ihn kennen und die sich mit ihm beschäftigen, die wissen: [Stefan zeigt ein weiteres Buch, „Arbeit zwischen Misere und Utopie“] Das

war auch ein sehr wichtiges Buch, in dem er sich mit Arbeit auseinandergesetzt hat. Das war damals kritisch, denn der traditionelle Marxismus setzt ja sehr auf Arbeit, denn „Arbeit“ ist die „Arbeiterklasse“ und „Arbeiterklasse“ ist die Utopie – ist also die Seite des Guten – und deswegen hatte der traditionelle Marxismus ein sehr positives Verhältnis zum Thema „Arbeit“. Gorz hat das in *Arbeit zwischen Misere und Utopie* kritisiert. Eigentlich ist Lohnarbeit eine Form, die die Menschen fertig und kaputt macht und zu Grunde richtet, aber es steckt auch etwas Utopisches darin.

Dieser Gedanke, dass Arbeit auch das Moment der Entfaltung und so etwas Utopisches, Positives und Kreatives hat, ist wieder in den Commons aufgehoben, aber diese Misere-Seite, also das Leiden unter der Arbeit, das ist mit Lohnarbeit verbunden. Im kapitalistischen Betrieb hast du genau das gleiche Verhältnis: einerseits das Leiden und andererseits die Utopie. Die kannst du sehen, wenn du in die Betriebe gehst. Dort sind Leute, die mit Begeisterung arbeiten gehen. Während andere sagen: „Wie geht das nur? Ich leide darunter!“. Es gibt beides. Das heißt, Leute können sich auch unter Bedingungen entfalten, die fremdgesetzte sind und wo am Schluss eine Ware rauskommen muss. Aber innerhalb dessen gibt es einen freien Bereich, wo Commoning stattfinden kann. Und das habe ich mir genau angeguckt. Ich habe dann auch eine Aktiengesellschaft gefunden, wo genau so einer der CEOs, also der Unternehmenschef von dieser Aktiengesellschaft, das erkannt und sehr bewusst sozusagen mit „Commons-Worten“ begründet hat, warum er intern sein Unternehmen total umstrukturiert, die ganzen Hierarchien umgebaut und freigegeben und Commoning organisiert hat – sogar bis zu dem Punkt, wo er die Leute hat entscheiden lassen, wie hoch die Löhne sind. Das fand ich total spannend, denn im Endergebnis ist eine wesentlich höhere Produktivität, gleiche Konkurrenzfähigkeit und gleiche Profitabilität rausgekommen. Das heißt, auch das Kapital ist am Commoning interessiert, wenn man es richtig organisiert, das heißt den Rahmen – und so viel zu den Grenzen, die Silke oft so hervorhebt – also die Grenzen richtig setzt. Meiner Meinung nach ist das in dem Unternehmen sehr geschickt und sehr gut gemacht worden, heißt aber für uns, dass wir verstehen müssen, dass die Grenzen nichts Natürliches sind, dass auch Grenzen sozial gesetzt werden, und dass – auch wenn Elinor Ostrom in ihren „eight points“ formuliert hat – die Grenzen nicht so wichtig sind. Sie hat das unter Bedingungen formuliert, wo sich Commons in einer Welt verteidigen müssen, die überhaupt nicht Commons-like ist. Das kann ich nachvollziehen. Aber dann die „eight points“ von Ostrom als Commoner wie eine Gesetzestafel vor sich herzutragen ist falsch. Denn die Grenzen müssen nicht sein, sondern Grenzen werden immer gemacht, und es ist kein Naturgesetz, dass es Grenzen geben muss.

In einer Commons-Gesellschaft können wir, glaube ich, auf Grenzen im Sinne von Exklusionen verzichten und können stattdessen anders mit dem „Dazugehörig-Sein“ umgehen. Nicht in Form von Grenzen, sondern stattdessen über Unterschiede: Es gibt natürlich Unterschiede und über Unterschiede zwischen Menschen kann man entscheiden, aber das macht man ja immer: „Will ich mit dir kooperieren oder nicht?“. Ich kann ja entscheiden, ob ich mit jemandem kooperieren will. Das kann man auch kollektiv entscheiden, das ist aber für mich keine Grenze, sondern das sind viele Entscheidungen, die wir immer in der Kooperation treffen; also für mich ist es Teil der Kooperation. Ich würde also gerne bei der Frage, mit wem wir kooperieren, nach innen schauen und nicht eine Grenze definieren, sondern immer sagen: „Das ist jedes Mal neu, und jedes Mal eine Entscheidung“. Während eine Grenze fest ist. Genau das war André Gorz – es lohnt sich ihn zu lesen.

*L: Ja total, also ich finde seine Persönlichkeit und Werk voll interessant; die Hauptthesen sind mir bekannt, aber ich habe mir noch nicht so richtig Zeit genommen, um die Bücher richtig zu lesen, und das muss ich mal machen.*

S: Und er ist interessant, da er über die ökologische Frage dazu gekommen ist.

*L: Und weil seine Gedanken auch so radikal sind...*

S: Genau, sie sind ziemlich radikal, und ich habe mich natürlich sehr gefreut – es war nach seinem Tod, als das letzte Buch erschienen ist – dass er mich in dem Vorwort erwähnt.

L: *Ach ja? Wow...*

S: Genau und Oekonux – das ist alles erwähnt. Das heißt, die Auseinandersetzung war nicht so, dass er „der große französische Philosoph“ ist und ich von ihm lerne, sondern er hat auch ganz viel von mir gelernt, und das war eine sehr produktive wissenschaftliche Auseinandersetzung. Was ich sagen wollte, ist, dass seine letzte Entwicklungsphase meistens nicht gesehen wird, also die, wo er sich mit Wissen und Kapital auseinandersetzt. André Gorz wird als „der große Ökologe“ gesehen, und davor ist er „der große Existenzialphilosoph in der Nachfolge Sartres“. Und am Schluss, in den letzten Jahre seines Lebens? „Oh, da hat er sich ja mit etwas Komischem beschäftigt, mit Wissen und so, ach das war nicht wichtig!“. Aber ich finde diese letzte Phase voll spannend, die sich in diesen Büchern ausdrückt, und die wird meistens bei den Gorzianern ein bisschen unterbewertet. Es gibt in Frankreich eine ganze Gruppe von Gorzianern. Das ist das Thema Gorz für mich... [er guckt nach anderen Büchern]

L: *Also hast du noch Zeit, oder?*

S: Ja, ich habe noch Zeit – und du?

L: *Ja, aber ich will dich auch nicht überlasten.*

S: Nein...

L: *Okay, ja, und hattest du auch damals... Denn du hast es nicht erwähnt und es ist auch interessant, was du selbst erwähnst... Aber trotzdem würde ich gerne wissen, ob du solche Leute wie Yochai Benkler gelesen hattest oder ob das erst später gekommen ist. Das sind Namen die immer wieder genannt werden, wenn ich Interviews mache: also Benkler, James Boyle, Ostrom...*

S: Erst ab 2007. Und da hatten sie ja alle schon die wichtigen Texte veröffentlicht. Aber dann erst kam der Begriff „commons-based peer-production“ zu mir. Der war dann schnell sehr präsent und wichtig, weil er mit Produktion zu tun hat. Oder die ganze Problematik um „verwaistes Wissen“ wurde mir durch Boyle stark bewusst. Boyle hat sich damit auseinandergesetzt, was Copyright für Wissen bedeutet, also für Literatur... dass ganz viel Wissen, was die Menschheit produziert hat, nicht mehr zugänglich ist, nur weil es noch Copyright-Holder gibt, und man die Bücher nicht mehr kaufen kann, aber die auch nicht mehr verbreiten darf. Ich weiß nicht mehr die genaue Zahl, aber er hat mal geschätzt, dass 70% oder so des Wissens ist nicht mehr verfügbar ist – wegen Copyright. Und ähnliche Gedanken und Einsichten, klar, die hatte ich dann nach und nach...

L: *Ja, es ist schon interessant, dass es dir vorher nicht bekannt war, was z.B. James Boyle gemacht hatte; weil es ja dadurch hätte gehen können, durch dieses freie Software-Milieu sozusagen...*

S: Das spielte keine Rolle in der FS-Szene.

L: *Gar keine?*

S: Nee, nee, kaum, ist ein anderes Feld.

L: *Und auch das Ganze mit Lizenzen und so weiter?*

S: GPL, klar, das gab es. Oder „GPL- versus BSD-Lizenz“ war das große Thema um die Jahrtau-

sendwende. „Creative Commons“ gab es in dieser Zeit noch nicht, es kam erst später. Es war ja auch so, dass die Wikipedia erst unter der „GNU-Free-Documentation-Licence“ erschienen ist – das war ein Derivat von der GPL und war für Software-Dokumentationen gedacht. Und damals, als die Wikipedia dann langsam groß wurde, war die Frage: „Unter welcher Lizenz läuft das?“. Und da es noch keine andere Lizenz gab, wurde eine Free-Documentation-Licence genommen. Jahrelang lief die Wikipedia unter GFDL. Und dann irgendwann, in einem sehr schwierigen und schmerzhaften Prozess, wo auch Richard Stallman überzeugt werden musste, dass er seinen Segen gibt, wurde zu „Creative Commons“ gewechselt – weil CC erst später entstanden ist. Und natürlich waren dann Lawrence Lessig und so wichtig.

*L: Okay, und du meinstest auch vorher: „Ja, also dadurch, dass ich mich mit Commons beschäftigt habe, ist mir auch aufgefallen, dass das was wir machen nicht nur immateriell ist, sondern es auch eine materielle Basis gibt“ – Wie bist du dazu gekommen? Denn ich habe das Gefühl, auch jetzt, wenn ich Sachen lese, dass diese Trennung immer noch da ist, und dann frage ich mich, ob du das selbst überlegt hast – oder wie bist du dazu gekommen?*

S: Mir war immer klar, dass es zusammengehört, aber das liegt daran, dass mein Zugang die Ingenieurwissenschaft ist, und in diesem Bereich hast du immer mit materiellen Prozessen zu tun. Aber das vernünftig theoretisch zu durchdringen und begreifen zu können, dazu fehlte mir noch das Denkwerkzeug. Und das kam dann, würde ich sagen, erst mit der bewussten Auseinandersetzung mit der Gütertheorie, wo ja auch dieser Unterschied stark gemacht wird, aber wo man auch einfach verstehen muss, dass das Wesentliche nicht die Materialität oder Nicht-Materialität des Guts ist, sondern das Soziale – also der soziale Prozess: wie ein Gut ist und ob das verfügbar ist oder nicht. Also auch „Rivalität“ ist keine Gütereigenschaft. Natürlich kann man einen Apfel nur einmal essen, aber man kann es auch sozial so organisieren, dass es genug Äpfel für alle gibt. Und dann spielt die Frage, ob man einen Apfel, also einen konkreten Apfel, nur einmal essen kann, keine Rolle, weil es genug konkrete Äpfel gibt. Das spielt nur dann eine Rolle, und das ist wieder das Paradigma der Ökonomie, wenn Knappheit herrscht. Das war auch eine Sache, die hinterfragt wurde: Ist Knappheit eine natürliche oder eine soziale Eigenschaft? Und bis heute vertrete ich die These: Knappheit ist keine natürliche Eigenschaft, wie die Ökonomie annimmt. Die traditionelle Definition ist Folgende: Ökonomie ist Umgang mit knappen Gütern, denn Güter sind an sich knapp. Und ich sage: „Nein, Blödsinn! Güter sind überhaupt nicht knapp. Sie sind nur dann knapp, wenn sie knapp produziert werden“. Und sie müssen knapp produziert werden, denn sonst, wenn sie reichlich vorhanden sind und alle sie nehmen dürften, es keine Ökonomie mehr gäbe. Nach Definition der Ökonomie gibt es dann keine Ökonomie mehr!

Software ist nun auch in der klassischen Sicht nicht knapp. Sie wird aber knapp gemacht, z.B. durch Lizenzen oder durch Kopierschutz. Das heißt, Knappheit ist immer künstlich, und auch das ist ein Streit mit den Wissensallmende-Leuten, denn die haben gesagt: „Im Bereich des Wissens gelten Sonderregeln. Da gilt nämlich die Knappheit nicht, weil Wissen nicht knapp ist“. Und ich habe immer gesagt: „Knappheit gibt es grundsätzlich nicht, das ist immer sozial gemacht“. Und da gab es dann Streit und eine Differenz: Es gab die, die Wissen als Sonderfall ansahen, und es gab die, die gesagt haben: „Nein, das ist etwas Allgemeines oder Verallgemeinerbares“. Und Oekonux war eher auf der Seite des Verallgemeinerbaren, Grassmuck z.B. eher auf der Seite, dass es etwas Besonderes ist, das für stoffliche Güter nicht gilt.

*L: Und diese Idee, dass Güter nicht gut die Sachen beschreiben, weil alles essenzialisiert wird, da, wo eigentlich nur soziale Prozesse herrschen. Kannst du dich erinnern, ob jemand schon vorher ein bisschen in dieser Richtung nachgedacht hatte – oder ist das eine Sache, die dir aufgefallen ist?*

S: Ich habe das ganz stark aus der Kritischen Psychologie, weil die Kritische Psychologie ja eine In-



dividualtheorie ist, die vom Individuum aus guckt – aber ein Individuum, welches als gesellschaftlicher Mensch verstanden wird, der seine Lebensbedingungen selbst schafft. Also tätig ist, aktiv seine Lebensbedingungen herstellt. Eben ganz anders als die traditionelle Psychologie, die immer nur von außen guckt, die auch nicht davon ausgeht, dass Dinge gemacht werden, sondern dass die Dinge irgendwie da sind. Und dieses Moment des Schaffens der Bedingungen, wenn man das allgemein genug denkt, schließt alles ein. Das heißt, alles, was wir haben und brauchen und wollen, ist gemacht. Einschließlich des Sozialen, des Stofflichen, des Wissens, der Information... das ist alles gemacht. Nichts ist vom Himmel gefallen, wir haben alles geschaffen.

Wenn man das so denkt, und ich konnte das mit der Kritischen Psychologie denken, dann kommt sofort die Frage: „Okay, und *wie* machen wir das? Also in welchen sozialen Formen machen wir das?“. Und da fällt z.B. auf, dass Kinder in einer ganz anderen sozialen Form gemacht werden, gepflegt werden, erzogen werden... als ein Buch oder Käse oder so; aber das ist nichts, was essenziell mit der Sache verbunden ist, sondern mit der sozialen Organisation in dieser Gesellschaft, die bei uns Kapitalismus ist. Das ist also ein historisches Artefakt und kein „menschliches Sein“. Sondern umgedreht. Ich habe den Gedanken dann radikalisiert und umgedreht: Menschliches Sein ist es, wenn wir begreifen, dass wir alles machen, und das wir alles in einer Art und Weise machen können, die frei ist. Und wir können alles in einer Weise machen, sodass auch Rivalität keine Frage mehr ist, sondern nur eine Frage von Bedürfnissen, und Bedürfnisse können wir immer befriedigen. Und Knappheit brauchen wir nicht mehr herzustellen.

*L: Und dieser Gedanke, der war schon bei der Kritischen Psychologie da, aber für Menschen. Und dann hast du diese Gütertheorie durchgelesen und gedacht: „He! Aber für Dinge ist das genauso“. Oder wie?*

S: Naja, die Kritische Psychologie formuliert das Verhältnis von Menschen und Mitteln von der Seite der Menschen. Die Gütertheorie – also die fortgeschrittene Commons-Gütertheorie, sage ich jetzt mal so, also wie wir sie gedacht haben – formuliert den gleichen Zusammenhang von der Seite der Mittel. Es geht also immer um ein Verhältnis von Menschen und Mitteln, und meine Inspiration oder mein Denken dieses Verhältnisses kommt von der Kritischen Psychologie. In der Gütertheorie waren auf einmal die Mittel in Fokus und ich habe gesagt: „Naja, es ist immer das gleiche, und ich kann von der Kritischen Psychologie aus, das, was ich dort weiß, einfach reformulieren, weil die Welt einfach von uns gemacht ist“. *Die Welt ist etwas Gemachtes* ist übrigens ein schönes Lied von Dota.

*L: Okay, also du hast diesen ganzen Prozess gemacht und was ist dann passiert?*

S: Du hast gemerkt, dass die Aneignung des Begriffs „Commons“ keine komplette Neuaneignung eines Feldes, was ich nicht kannte, war, sondern ein Zusammenbringen von den Dingen, die ich sowieso schon hatte, und eine Integration von verschiedene Bausteinen von Wissen, die ich sowieso von der Kritischen Psychologie und der Software-Geschichte und Lizenztheorie und so hatte, und Marxismus ein bisschen; und ich konnte das dann integrieren und sagen: „Ja, das kann man mit Commons alles zusammendenken. Und das ergibt alles total Sinn. Daraus kann man eine Commons-Theorie machen“. 2007/2008 begann das, und den Prozess gibt es bis heute. Und was dann passierte, passierte mit den Commoners weltweit zusammen. Also dann lernte ich Silke irgendwann auch persönlich kennen, und sie hat mich eingeladen. Wir haben dann die Konferenzen bei der Böll-Stiftung gemacht...

*L: Du hast das mitorganisiert?*

S: Ich war entweder als Teilnehmer eingeladen oder ich war im Supportteam und habe das mitunter-

stützt. Weil ich nicht so eine Beziehung zu den Grünen habe, war ich nicht als Mitorganisator tätig, sondern das waren Silke Helfrich und Heike Löschmann. Und ja, von da an haben wir sehr viel zusammen gemacht, aber jeder hat auch auf seinem Feld weitergeforscht, aber das war dann ein Netzwerk in Kooperation. Silke hat die Commons-Sommerschule gegründet. Bei der ersten Sommerschule war ich eingeladen – und da sind wir zusammengekommen und haben immer mehr zusammen gedacht und uns auch aneinander gerieben. Und irgendwann haben wir zusammen das Commons-Institut gegründet. Also von 2007 bis... wann wurde das Institut gegründet? 2013/14? Also bis dahin ist ein Prozess der kontinuierlichen Kooperation entstanden. Aber nie so eng... Silke hatte immer andere Netzwerke, in denen sie tätig war, aber uns war immer irgendwie klar, dass wir aufeinander bezogen sind und dass sie wichtig für die Commons-Bewegung ist; und dass sie schätzt, was ich mache, war auch spürbar. Aber es sind ja noch viel, viel mehr Leute in diesem Netzwerk, die auch wichtig waren und wurden. Denn jeder macht auch eben seine Projekte.

*L: Und da waren auch Johannes und Sarah bei der ersten Sommerschule, oder?*

S: Ja.

*L: Okay, und ihr habt dann, wenn ich mich recht erinnere, das CI erst danach gegründet, oder?*

S: Ja. Die Kerngruppe, die das CI gegründet hat, war die Gruppe der ersten Sommerschule.

*L: Und weißt du noch wann dieser Commoning-Aspekt vorkam?*

S: Also, noch ein wichtiger Punkt für mich war Crottorf. Das hast du schon gehört oder? Das war durch irgendeine Connection von Silke, so ein Grüner Graf, der ein Schloss besitzt, und der irgendwie die Grünen oder die Böll-Stiftung und die Commoners unterstützt hat. Ich weiß es nicht mehr genau, das hat alles Silke eingefädelt. Über Silke bin ich auch überhaupt erst in die internationale Szene ein bisschen reingekommen – ich kannte die ganzen Leute alle nicht.

*L: Wann war das?*

S: 2009? Weiß ich nicht mehr so genau. Crottorf war ein wichtiger Startpunkt... also für Silke war es sicherlich nicht der Startpunkt, oder da gab es was davor. Aber für mich war es ein Startpunkt der Kooperation und des Kennenlernens von Leuten von internationalem Rang. Ich glaube, Crottorf ging voraus... „Elevate“! Das „Elevate-Festival“, sagt dir auch was? Die Elevate-Leute haben auch sehr viel und sehr oft Leute aus dem Commons-Spektrum eingeladen, also wir waren alle mal da. Beim „Elevate-Festival“ habe ich Silke, Massimo de Angelis, David Bollier und noch paar andere persönlich kennen gelernt. Und Crottorf war danach. Nach dem Elevate haben wir festgestellt, dass es zwischen uns eine große Nähe gibt, und dann haben wir – Silke, Massimo, David und ich – gesagt: „Jo, lass uns ein Retreat organisieren!“. Wir waren sozusagen das Orgateam, und wir haben dann Crottorf organisiert. So war das. Und da haben wir echt coole Leute eingeladen, und da waren wir... weiß ich nicht, 15-20 Leute? Wir haben in einer Bibliothek mit schweren Ledersesseln und so ganz gemütlich über Commons geredet. Da war Peter Linebaugh und Silvia Federici und... ganz wichtige Leute waren da, das war echt cool. Ich habe damals noch nichts davon kapiert, also wer das ist, wie wichtig die sind und was es für Animositäten zwischen den Leuten gibt und so. Und Silke hat dann immer gesagt: „Ich muss dir etwas sagen – also der Peter Linebaugh verhält sich jetzt deswegen so komisch, weil der Massimo de Angelis dieses und jenes gesagt hat“. Also, die hatten sich untereinander schon gekannt... und ich habe das nicht gewusst, habe aber die Auseinandersetzungen mitgekriegt und mich gefragt, warum der eine bei bestimmten Aussagen beleidigt ist.

*L: Und weißt du noch, ob es Aspekte gab, wo ihr ein bisschen gestritten habt oder so?*

S: Ich würde sagen, ein dort auch schon sichtbarer und sich durchziehender Streit ist das Verhältnis von „Konstitution“ und „Kampf“, also „Kampf gegen etwas“. „Konstitution“ ist das „Tun für etwas“, also der kreative, schaffende, konstituierende Aspekt der Commons – wir bauen etwas Neues, wir machen es. Die Welt wird verändert, indem sie praktisch verändert wird. Und der andere Aspekt: Commons ist „Kampf gegen die Einhegung“. Z.B. Massimo und auch Silvia Federici stehen ganz klar für diese Seite: „struggle“ gegen Einhegung, gegen Privatisierung. Das war auch die Zeit der großen Proteste – Seattle war davor und... ich weiß nicht mehr... Cancun? Diese großen Anti-Globalisierungsproteste. Diese beiden Fraktionen oder Denkströmungen waren auch in Crottorf. Dara entzündeten sich viele Kontroversen, die aber auch sehr höflich ausgetragen wurden – also es gab da keine Hauereien... das waren sehr feine Reaktionen, die mir Silke später erklärt hat.

[...]

*L: Und David, der war aus deiner Sicht eher auf der Konstitutionsseite?*

S: Ja.

[...]

S: Das war damals mein Gedanke, als ich das erstellt habe: „Das ist ein historisches Dokument, denn wir sind eine historische Bewegung. Und das ist zwar mini klein und niemand weiß von uns, aber das hat eine große Bedeutung, und ich nehme das jetzt auf, für später brauchen wir das“ [Die Mitschnitte sind online verfügbar: <https://archive.org/details/crottorf-commoners>].

*L: Okay, und also dieser Commoning-Aspekt...?*

S: „Commoning“ kam natürlich von Peter Linebaugh. Es ist so lustig, weil wir wie verrückt gesucht haben, wo er das mal geschrieben hat, und niemand hat das wiedergefunden, aber das war immer mit Peter Linebaugh verbunden. Ich habe mal gesagt: „Man müsste Crottorf mal anhören, denn er hat das bestimmt gesagt!“. Aber ich kann mich nicht erinnern. Es war auf jeden Fall immer mit seinem Namen verbunden Also das ist English und „commoning“ klingt für deutschsprachige Menschen fremd. Es hat eine Weile gedauert, bis wir – also Silke und die Beteiligten und ich – in einer Auseinandersetzung („Wie nennen wir das?!“) auf den Begriff „Commoning“ gekommen sind, denn erst war im Deutschen die Frage... also wir haben uns wirklich eine gewisse Zeit genommen, die Fragen zu klären: „Wie nennen wir das?! Nennen wir es Gemeingüter? Nennen wir es Commons? Nennen wir es Allmende?“. Damit haben wir lange gerungen und dann haben wir uns irgendwann gesagt: „Nee! Gemeingüter funktioniert nicht, Allmende funktioniert auch nicht; wir müssen es auch auf Deutsch „Commons“ nennen“. Das war eine richtige Verabredung: Wir haben das entschieden. Also nicht demokratisch, sondern zwischen den Leuten, die sich damals in der Bewegung theoretisch damit beschäftigt haben. Dort war die Frage eine lange Zeit zentral: „Wie nennen wir das im Deutschen?!“. Und dann haben wir gesagt: „Nee, wir versuchen, einen neuen Begriff einzuführen, und wir machen das, indem wir das englische Wort eindeutschen“. Also sagen: „Wir nennen das so lange „Commons“ bis es im Deutschen wie „Portemonnaie“ klingt“. Also wie das französische Wort. Weil das für uns keine französische Assoziation mehr hat, sondern das ist die „Geldbörse“.

In diesem Kontext war ja immer die Frage: Was ist das jetzt eigentlich genau, was wir da für ein Wort suchen? Das war ja nicht nur, dass wir kein Wort hatten, sondern wir hatten auch noch keine richtige Definition. Und da war dieser Aspekt des Sozialen, das war irgendwie klar. Es gab aber in der Zeit auch vereinseitigte Definitionen, auch z.B. von Silke: „„Commons“, das ist nur etwas Soziales!“. Sozusagen: ‚Commons‘, das ist nur der soziale Prozess. Da habe ich gesagt: „Na ja, wenn

wir so reden, dann nennen wir das gemeinsam genutzte und gepflegte Stückchen Wald oder die Software auch ‚Commons‘!“. Das ist ja wie mit der Ware – wir nennen die schon „Ware“ obwohl das ein soziales Verhältnis ist. Und dann war klar: Okay, wir brauchen ein Wort für die Sache, von der uns klar ist, dass es ein soziales Verhältnis und nicht nur ein Ding ist – das ist „Commons“; aber wir brauchen da noch ein spezielles Wort für den sozialen Prozess – und das ist „Commoning“. In diesem Zuge des Klarwerdens wurde „Commoning“ immer wichtiger. Irgendwann war es dann klar: Es gibt „Commons“, das ist die Sache, die aus einem sozialen Prozess hervorgeht, und es gibt „Commoning“, das ist der soziale Prozess. Das wurde dann irgendwann sichtbar. Und findet seinen Ausdruck jetzt beim Wikipedia-Prozess, denn jetzt fixieren wir genau diesen Prozess, der sich über Jahre hingezogen hat. Jetzt machen wir den Schlusspunkt, den definitorischen, enzyklopädischen Punkt setzen wir jetzt. Und es ist auch wichtig, dass wir den jetzt machen.

*L: Ich würde gerne noch fragen, in welchen Netzwerken du jetzt aktiv bist.*

S: Ich bin international nicht so stark involviert, weil ich auf Englisch nicht so viel publiziere, und das ist eine Voraussetzung, um sichtbar zu sein. Ich bin ganz selten auf englischsprachigen Konferenzen – ich bewege mich eher im deutschsprachigen Raum, aber da auch nicht mehr so viel, weil ich bewusst gesagt habe, dass ich das nicht mehr so viel machen sondern lieber wissenschaftlich forschend tätig sein will; ich will selber, das was ich dir erzählt habe, mal in einem Buch mit ganz wissenschaftlicher, ordentlicher Fundierung aufschreiben. Und ich lege meinen Schwerpunkt darauf. Ich bin nicht der Mensch, der in Netzwerken wirkt – was Silke so wunderbar machen kann; sie hat einfach eine Gabe dafür und ich nicht. Mein Feld ist einfach ein anderes: Es ist eher die Reflexion und das genaue begriffliche Fassen von einem Zusammenhang usw. Ich finde, dass es aber auch eine gute Arbeitsteilung ist: Ich muss nicht das Gleiche machen, was Silke macht. Ich habe auch keine Ambition, so sichtbar zu sein. Mir ist eher wichtig, mit Leuten gut theoretisch diskutieren zu können, und da ist das CI einfach ein wichtiger Zusammenhang, in dem Johannes Euler oder Denis Neumüller wichtige Personen für mich sind. Denis kommt auch aus der Kritischen Psychologie, und er ist eine wichtige Verbindung. Also CI ist die eine Sache, die ich sehr gerne mache. Über das CI gab es dann Projekte wie „Die Gesellschaft nach dem Geld“, dieses Forschungsprojekt, oder das Buchprojekt...

*L: Und bei Oekonux?*

S: Gibt's nicht mehr.

*L: Und bist du auch nicht mehr mit den Leuten im Kontakt?*

S: Die Leute sind jetzt mehr oder weniger die Keimform-Leute. Also, Keimform ist quasi der Nachfolger von Oekonux. Und wir haben bewusst Oekonux aufgelöst, weil es seine historische Mission erfüllt hatte. Es kam dann etwas Neues, und das war auch gut. Sachen müssen auch nicht ewig leben. Und ein anderes Buchprojekt, an dem ich beteiligt bin – es hat noch kein Titel – das beschäftigt sich mit gesellschaftlicher Transformation und wird von der Rosa-Luxemburg-Stiftung unterstützt. Die haben eine Buchreihe und ein Transformationsforschungsinstitut bei der Stiftung. Sie haben schon einige Bücher herausgegeben, Beiträge zur Transformationsforschung mit wissenschaftlichem Anspruch. Und sie haben uns – also die Commoners – eingeladen, einen Beitrag in der Reihe zu machen. Das finde ich sehr wichtig, also ein bisschen wie Silke, die Kontakte und die Beziehungen zu den Grünen hält, versuche ich die Beziehung zu den Linken zu halten. Bei aller Distanz finde ich das wichtig, dass wir diese Verbindung halten. Und ich habe eben eine gute Verbindung zur RLS – Leute aus Oekonux sind jetzt auch bei der Stiftung – und finde das gut, weil ich mitbekomme, dass die Stiftung beobachtet, was wir so machen, und uns dann gezielt einlädt: „Wollt ihr nicht einen Beitrag machen?“. In dem vollen Wissen dass das, was wir schreiben werden, total kontrovers

innerhalb der Linken ist. Weil wir sagen werden: „Nichts Politisches, nichts mit dem Staat, nichts mit Planung“ usw.

Die ganzen Aspekte, die ich dir genannt habe, die sind ja „anti-links“; da kriegen viele wahrscheinlich eine Krise, denn die Linken sind im „Kampf-Kampf-Kampf“-Modus: Politik, der Staat macht Regeln von Oben, Plangesellschaft, Lenken und Steuern... Das ist ein bisschen schematisch, ganz so ist es nicht, sie sind schon ein bisschen pluraler. Dort gibt es diese und jene. Da gibt es auch Leute, die die Commons unterstützen. Die haben auch eine Website („Wem gehört die Welt“), und die ist sehr „commons-like“. Aber es ist innerhalb der Linken schon eine Minorität. Die Linken sind immer klassisch links, und da läuft eben viel über „Politik“ und „Staat“ und „Parlament“ und „Einfluss“ und „Kampf“. Und dass wir jetzt dazu eingeladen werden, einen Beitrag zur Transformationsforschung zu machen, das ist ein Signal, dass wir wahrgenommen werden, dass sie Commons als ein wichtiges Thema erachten und dass sich die Linke irgendwie ins Verhältnis dazu setzen muss. Das müssen sie dann selber machen, und das wird für sie eine große Herausforderung. Wenn sie es tun, wird es die Linke verändern. Weil sie viele feste Standpunkte infrage stellen müssen. Und das finde ich spannend, das sollen sie mal tun. Ich weiß nicht, ob da etwas rauskommt, aber ich habe mich über die Einladung gefreut.

*L: Du meinstest eben, Silke ist mit deiner Definition der Politik z.B. nicht richtig einverstanden und dass du das alles so kritisch ansiehst. Gibt es auch mit diesem Beitrag unter euch eine Diskussion darüber, wie ihr das seht?*

S: Diesen Beitrag, dieses Buch mache ich zusammen mit Christian Siefkes und Simon Sutterlütli [Christian Siefkes ist später ausgestiegen. Das Buch „Kapitalismus aufheben. Eine Einladung, über Utopie und Transformation neu nachzudenken“ ist 2018 im VSA-Verlag erschienen, vgl. <https://commonism.us/>].

*L: Ah okay, also nicht mit den anderen...*

S: Nee, nicht in dem Fall.

*L: Okay ich dachte, ihr macht das als Commons-Institut.*

S: Nee, es ist eine andere Verbindung. Auch wir drei haben natürlich unterschiedliche Positionen, aber die sind erstmal ein bisschen näher zusammen als die von Silke und mir z.B. was die theoretischen Grundlagen angeht. Wir haben genug Streitpunkte unter uns dreien, sodass es auch ein Prozess der Verständigung wird. Es ist immer so, und es ist gut. Aber die grobe Richtung ist schon klar, und ich finde das völlig in Ordnung, auch immer wieder neue Teams zu bilden, die irgendein Thema bearbeiten. Wo es überhaupt keinen Konsens gibt, muss es das auch nicht geben. Auch das mit dieser Transformationsforschung... wenn wir das machen, dann wird es natürlich auch wieder ins Commons-Institut und in Richtung Silke wirken, aber das ist nicht unser primäres Ziel. Sondern in dem Fall ist das Ziel, in die Linke hineinzuwirken. Und dann es ist gut, Leute zu finden, die eher aus dieser Tradition kommen, die die Tradition kennen und die sich nicht noch einmal hinsetzen müssen, um Marx zu lesen. Christian Siefkes hat sich intensiv mit Marx beschäftigt und Simon Sutterlütli, mit dem wir es machen, auch – der kennt sich vor allen Dingen ganz gut mit Kritischer Theorie aus. Diese ganze Adorno-Schule spielt innerhalb der akademischen Linken immer noch eine Rolle. Ich finde es voll in Ordnung, partiell immer wieder andere Konstellationen zusammenzusetzen und Sachen zusammenzumachen. Es ist aber kein Commons-Instituts-Ding.

*L: Meine letzte Frage ist ein bisschen persönlicher, also sag' gerne, falls es dich stört: Ich würde gerne besser verstehen, wie und wo du aufgewachsen bist und wie dein Zugang zum Marxismus ent-*



*standen ist und schließlich, wie du zur Informatik gekommen bist – denn du hättest ja z.B. Philosophie studieren können, weil du jetzt sehr viel darüber sprichst – also ein bisschen diesen Weg zu verstehen.*

S: Ich war sehr unsicher nach der Schule, was ich studieren sollte und habe erst einmal Agrarwissenschaften studiert.

*L: Ach so?! [wir lachen]*

S: Ja, interessant, Landwirtschaft! Weil ich damals die Vorstellung hatte: „Was kann ich in der Welt tun?“.

*L: Und du warst damals in Berlin?*

S: Ja, West-Berlin. Ich bin dann nach Kiel gegangen, habe das studiert, und die Idee war damals... es war Anfang der 80er: Was kann ich in der Welt machen? Welche Fragen sind in der Welt wichtig? Die Ernährungsfrage war zentral, damals schon. Und damals – das muss man wissen – war die Zeit der Grünen Revolution. Das war Nord-Afrika, das war Gaddafi, das war die Vorstellung „Industrie plus Kunstdünger plus Wasser gleich Grüne Revolution“. Und die Vorstellung, wer die Ernährungsfrage beherrscht, beherrscht die Welt – bisschen platt gesagt. Das heißt, Afrika ist der kommende Kontinent, denn Afrika wird die Welt ernähren. Dort gibt es viel Platz, was sie nur brauchen, ist Technik, Wissen und Kunstdünger. Die Grüne Revolution war damals die industrielle Landwirtschaft.

Aus heutiger Sicht: Diese Vorstellung war völlig verrückt, einem ganzen Kontinent mit industrieller Landwirtschaft zuzusetzen. Das westliche Entwicklungsmodell hatte ich damals als eine positive Vision übernommen. Denn der Osten, der Realsozialismus, der hatte ja nichts anderes gemacht. Der hat damals auch mit bestimmten Ländern kooperiert – unter anderem mit Gaddafi. Er hatte den Gaddafi in dem Modell der Grünen Revolution unterstützt. Mit der industriellen Landwirtschaft. Und ich wollte dabei sein und wollte die wichtigen Menschheitsfragen mit lösen. Ich hatte immer schon Ambitionen, mich mit den wichtigen, großen Fragen zu beschäftigen. Aber die wichtigen Sachen mussten mit mir zu tun haben. Das war auch der Grund, warum ich das Studium aufgehört habe, denn ich hatte keinen Bezug zur Landwirtschaft. Und die Bauern, Jungs vor allem, mit denen konnte ich nichts anfangen, die waren mir zu blöd. Aber das war ja die industrielle Landwirtschaft. „Öko“ und „Permakultur“ gab es ja noch nicht. Landwirtschaft hieß: Maschinen und Kunstdünger. Rauf aufs Feld, und dann wird ordentlich geerntet. Habe ich also sein lassen [er lacht]. Dann habe ich Publizistik studiert.

*L: Du warst in Kiel und hast da angefangen, dann Schluss gemacht.*

S: Ja, dann habe ich Publizistik und Politik und Geschichte studiert. Publizistik... wie kann man die Welt beeinflussen über Journalismus? Das war dann auch nicht das Richtige. Und dann kam die finanzielle Frage: Meine Eltern haben mir dann gesagt, dass es jetzt langsam Zeit wird – „Du musst etwas machen, was Geld reinbringt, und wo man einen Job bekommt, und bei Publizistik ist das nicht so“. Das war natürlich auch klar, dass ich niemals ein Journalist werde, der das Übliche mit-schreibt, sondern wenn überhaupt ganz wenig Geld damit verdient. Also Prekariat war damit schon vorgeschrieben, vorgezeichnet, als Journalist. Und dann musste irgendetwas Richtiges kommen, ja. Nicht Soziologie oder so etwas.

*L: Und nicht Philosophie.*

S: Und nicht Philosophie, das ist ein Arbeitslosenstudium. Ich habe also Ingenieurwissenschaften

und darin dann Werkstoffwissenschaften studiert. Und habe das auch durchgezogen und im Bereich von Polymerphysik promoviert. Polymerphysik hatte in dem Bereich, in dem ich tätig war, mit High-Tech-Werkstoffen zu tun, die in der Rüstungsindustrie verwendet werden. Mit den Werkstoffen, über die ich geforscht habe, werden diese Tarnkappenbomber gebaut. Aber ich hatte keine Lust, so eine rüstungsaffine Forschung zu machen oder überhaupt in dem Bereich zu arbeiten. Das heißt, aus politischen Gründen, wenn man so will, habe ich das aufgehört. Aber das ging auch, weil ich parallel zu meiner Promotion Informatik studiert habe.

Lustigerweise habe ich beide innerhalb einer Woche abgeschlossen, also die Promotion und mein Studium. Ich konnte damals mit der Promotion aufhören in der Forschung im Bereich Polymerphysik zu arbeiten und anfangen, als freier Informatiker zu arbeiten. Und das war damals für die Gewerkschaft. Ich habe dann für eine Gewerkschaft in Düsseldorf gearbeitet, zuerst in der IT-Abteilung, dann im Bereich Webkommunikation. Das war nicht immer Webkommunikation. Ich habe erst bei Datenbanken und dann, als das Internet aufkam, im Bereich Internet gearbeitet. Weil ich das Gefühl hatte, dass das die Welt verändern und wichtig wird. Das war auch sehr schnell klar – Internet. Und dann kam die Freie Software und die ganze Geschichte, die ich erzählt habe.

*L: Okay, und Informatik machst du immer noch auf der Seite oder gar nicht mehr?*

S: Kritische Informatik? Nee, nicht mehr.

*L: Und Psychologie, wo kommt das her?*

S: Psychologie habe ich immer parallel gemacht.

*L: Aber nie studiert?*

S: Nie studiert.

*L: Da kommt auch kein Geld raus, oder?*

S: [lacht] Hmm, das habe ich nie auch nur als Möglichkeit überlegt. Kritische Psychologie habe ich durch Zufall entdeckt, durch eine Beziehung mit meiner damaligen Freundin. Die hat Kritische Psychologie studiert, und ich habe damals im Rahmen meines Ingenieurstudiums ein Praktikum in einem Stahlwerk in Hamburg gemacht und in dieser Zeit in einer Wohngemeinschaft gewohnt. In dieser WG war auch einer, der Psychologie studiert hat und mit dem ich das Zimmer geteilt habe, und er hat damals seine Diplomarbeit über Arbeitslosigkeit auf Basis der Kritischen Psychologie geschrieben. Er hat seine Diplomarbeit – damals gab es das Internet noch nicht – als selbst hergestelltes Buch veröffentlicht... das war so dick [zeigt etwa 5 cm]. Das hat der verkauft und ich habe ihm das abgekauft und dachte, dass es ein schönes Geschenk für meine Freundin ist. Sie hat sich sehr gefreut und vorgeschlagen, dass wir uns das Buch doch einfach gegenseitig vorlesen könnten. Wir sind damals von Berlin nach Baden-Württemberg in den Urlaub gefahren, eine sehr lange Strecke, und wir haben uns dieses Buch vorgelesen. Da war ganz viel von Kritischer Psychologie die Rede und ich dachte: „Wow, wie interessant ist das denn?!“. Ich fand es total spannend. Und dann bin ich bei der Kritischen Psychologie gelandet. An der Uni gab es eine Lesegruppe, zu der ich gegangen bin. Also als Ingenieursstudent habe ich dann parallel Psychologie selbstorganisiert studiert – wenn man so will. Aber nur Kritische Psychologie, die traditionelle Psychologie habe ich nur ganz peripher mitbekommen, deswegen habe ich da auch nicht so viel Ahnung.

*L: Okay, danke.*

[ENDE]